

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

[urn:nbn:de:bsz:31-337278](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337278)

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Mehr als Königin.

Eine Geschichte von der Insel Martinique.

(Mit einer Abbildung.)

— Es gibt kein schöneres Land . . . , pflegte mein Großvater zu sagen, der seit länger denn 50 Jahren in der Familiengruft des kleinen Friedhofs von S. ruht, am Rande des Hagenauer Forstes, worin er so gern auf die Jagd ging, . . . es gibt kein schöneres Land, als die Insel Martinique. Diese Ansicht teilen auch sämtliche Seefahrer, die sie die „Perle der Antillen“ nennen.

Er sagte dies mit voller Überzeugung, als ehemaliger Seebär aus der Zeit der Segelschiffe, als Mann, der zweimal die Reise um die Welt unternommen hatte, als Jules Verne's „Reise um die Welt in 80 Tagen“, die unsere Flieger heutzutage als Schildkrötenrekord betrachten, noch unbekannt war.

— Nie, so erzählte er mir, als ich noch ein ganz kleiner Junge war, werde ich den tiefen Eindruck vergessen, den mir der erste Anblick der Martinique hinterließ. Soweit unsere Blicke schweifen konnten, tauchte aus dem Tropenmeer ein ununterbrochener Archipel hohen, grünen Landes empor, dessen Inseln durch Kanäle voneinander getrennt waren, durch welche die Fluten des Ozeans in den Busen von Mexiko wogten. Am folgenden Tag segelte unsere Fregatte «La belle Eugénie», eines unserer letzten Segelschiffe, — es war in der Zeit des zweiten Kaiserreichs — an der südlichen Küste der Martinique entlang, woselbst unser Schiff erwartet wurde zur feierlichen Enthüllung des Standbildes der Kaiserin Josephine, der ersten Frau Napoleons I. Unser Admiral sollte dieser Feier vorstehen, denn Kaiser Napoleon III., Enkel Josephinens, wünschte durch diese Gegenwart sowie die

feines schönen Schiffes und einer zahlreichen Mannschaft den Glanz der zu Ehren seiner Großmutter angeordneten Festlichkeiten zu erhöhen.

Vom Wind begünstigt, segelte die Fregatte langsam auf die Insel zu, wo die Bevölkerung sich auf das bevorstehende Fest vorbereitete.

Welch' herrlicher Anblick! Die Perle der Antillen ragte mit ihren Vulkankegeln und den so charakteristisch geformten Bergen und Hügeln bis in die Wolken hinein. Auf den Abhängen blühten, hängenden Gärten gleich, die verschiedenartigsten Kulturanlagen.

Längs des Ufers standen die Zuckerrohrpflanzungen zartgrün neben dem blau leuchtenden Meer. Dahinter erfüllten die Kaffee-, Orangen-, Zitronen- und Granatbäume die Luft mit ihrem durchdringenden Wohlgeruch, den uns der Wind zuwehte und den wir in vollen Zügen einatmeten, während unsere Augen sich an dem herrlichen Bild weideten.

Über diesen ewiggrünen Hainen hob sich das tiefdunkle Blau des Tropenwaldes vom azurnen Himmel ab, der selbst sich am Horizont mit dem Blau des Meeres verschmolz.

An die Reling gelehnt, schaute ich voll Bewunderung das Werk Gottes. Ich konnte nicht begreifen, wie es Atheisten, mit Blindheit geschlagene Menschen, geben könne, welche die göttliche Schöpfung dem Zufall zuschreiben.

Halb nach Steuerbord wendend, umsegelte die Fregatte nun Kap Salomon, ein Granitvorgebirge, das uns bis jetzt Fort-de-France, die Hauptstadt der Insel, die vor der Revolution „Fort-Royal“ hieß, verborgen hatte.

In diesem Augenblick blähte der Wind unsere Segel und über sie hinweg segte er eiligst den Dunst von den Gipfeln der

Berge, wodurch die Pracht des Panoramias noch gehoben wurde.

Die Sonne, die kaum ein Drittel ihres täglichen Laufs zurückgelegt hatte, ließ noch deutlicher alle Einzelheiten des Geländes erkennen, so daß wir die ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Pflanzungen bewundern konnten. Aus dem üppigen Grün leuchteten die — wegen der in dieser Gegend häufigen Erdbeben und Zykone — niedrig gebauten weißen Häuser, die einen auf den Hügeln zerstreut, die andern am Ufer entlang im Schatten der hohen Kokosbäume.

Als die Fregatte den Basaltvorsprung « La Pointe des Nègres », die Spitze eines zwischen dem Grün sich hinstreckenden Lavastromes, erreicht hatte, da breitete sich vor unseren Augen Fort-de-France am Fuße eines durch Batterien stark besetzten vulkanischen Felsens aus.

Wir ankerten im Werst, dem besten Hafen der Antillen, dem einzigen, der vor dem Taifun geschützt ist.

Kaum hatte die « Belle Eugénie » die Anker ausgeworfen, da war sie schon von zahlreichen Booten umringt, die von Negern, Mulatinnen, Quarteroninnen, vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Schokoladebraun gelenkt wurden. Es waren schöne Mädchen von bewunderungswürdiger Gelenkigkeit, die geschmeidigen Glieder in bunten Kattun drapiert, ein ebensolches Tuch um den Kopf geschlungen. Behend kletterten sie an Bord unseres Schiffes und im Nu hatten sie auf dem Deck die verschiedenartigsten Früchte ausgebreitet: Bananen, die damals in Europa noch fast unbekannt waren; riesige, frischgepflückte, saftige Ananas, deren Geschmack zugleich an Erdbeeren, Pfirsiche und Reinetäpfel erinnert; Kokosnüsse voll süßer, wohlriechender Milch! Herrlich schmeckende Goyaven mit weißlicher, schwarzgetüpfelter Haut, einige davon riesig groß, hatten rotes Fleisch, das unsere Lippen beim Essen blutig färbte, als hätten wir, wie Menschenfresser, rohes Fleisch genossen. Man-

gofrüchte mit Aprikosengeschmack! Tamarisshoten, deren Bohnen in Wasser verrihrt, das erfrischendste Getränk geben. Goldgelbe Melonen, große Paradiesäpfel, süße Tropenkartoffeln, die in Asche gebraten, herrlich munden; Brotbaumfrüchte, die an frischgebackene Kuchen erinnern, und so viele andere, denn auf der Insel Martinique trifft man auch die meisten europäischen Obstarten wie Aprikosen, Kirschchen, Pflaumen, Feigen, Himbeeren, Johannisbeeren!

Die Insel ist gewiß das Paradies der Feinschmecker; ihr größter Reichtum jedoch bestand damals in den Zuckerrohrpflanzungen, ist doch der Rhum der Martinique der beste der Antillen. Auch Kaffee, Vanille, Kakao, Ingwer und andere aromatische Produkte gedeihen auf der Insel.

Große, mit Negern bemannte Segelboote waren mit allerlei Süßwasser- und Meerfischen beladen: Sardinen, Rötlingen, Makrelen, Lippfischen, Doraden, Kohlfischen, Schleien, Hechten, deren Schuppen im Sonnenschein leuchteten. Und die Neger tauchten mit flinken Armen in diese Fischkasten und boten uns lachend, daß ihre weißen Zähne wie Elfenbein glänzten, die schönsten Exemplare an.

Anderer wieder wollten uns die verschiedenartigsten Schalthiere verkaufen: Hummern, Stachelkrebse, Austern, saftige Muscheln aller Art, kurz, auch der Verwöhnteste konnte zu Spottpreisen seinen Geschmack befriedigen. Wir waren in ein wahres Schlaraffenland geraten.

Dieser erste, so wunderbare Eindruck verschärfte sich noch, als ich im Verlauf des Nachmittags mit den Kameraden an Land ging. Während die anderen von Kneipe zu Kneipe zogen, besuchte ich die Stadt. Ich bewunderte die Promenade, eine von Tamarinden beschattete Allee, deren dichtes Laub selbst die Tropen Sonne nicht hindurchläßt, und den mit wunderbaren Beeten angelegten öffentlichen Gärten.

Zimmer mehr und mehr erschien mir

die Insel Martinique als das irdische Paradies. Schon träumte ich davon, meinen Lebensabend daselbst zu verbringen.

Doch das Paradies hegt auch einen unheimlichen Gast, die Schlange! Die greulichen Dreieckkopfschlangen, deren Biß meistens tödlich ist, und dort ebenso gefürchtet wird, wie das gelbe Fieber und die Zykhone. Ich sollte nur allzubald deren Bekanntschaft machen. Die «Belle Eugénie» war infolge des erlittenen Umvetters reparaturbedürftig und mußte somit einige Wochen im Hafen verweilen. Wir nahmen diese Botschaft mit um so größerer Begeisterung auf, als wir, den ministeriellen Befehlen zufolge, sobald die Feste vorüber wären, nach der nebeligen, eisigen Region von Saint-Pierre et Miquelon segeln sollten, die alljährlich von unsern Stockfischjähren besucht wurde.

Ich benutzte die Gelegenheit, um mit einigen Freunden einen klassischen Ausflug ins Innere der Insel zu unternehmen, an die sich eine sonderbare, die Kaiserin Josephine betreffende Legende knüpft.

Der Admiral hatte sie bei der Enthüllung des Denkmals erwähnt und dadurch unsere Neugierde erweckt, was uns bewog, den durch die Erinnerung an die Frau des großen Kaisers sozusagen historischen Ort zu besuchen.

Er liegt in der Nähe des 1200 Meter hohen Gipfels des „Carbet“, eines der höchsten Berge des Archipels. Obwohl nur 200 Meter höher als der Donon, sieht er doch vom Meer aus gesehen bei wolkenlosem Himmel zweimal so hoch aus als die Vogesen.

Da der Ausflug den ganzen Tag in Anspruch nehmen sollte und da bekanntlich Seelente schlechte Fußgänger sind, so hatte unser Führer Maulesel mit ihren Treibern bestellt.

So brachen wir denn in aller Morgenfrühe auf, die Paktaschen unserer Tiere mit reichlichem Proviant versehen: Gebratene Ferkel und Hühner, Wurstwaren, Obst, die Feldflaschen gefüllt mit Rhum und Palmwein, einem sehr angenehmen

aber starken Getränk. Sobald wir die Stadt verlassen hatten, folgten wir dem Lauf der «Rivière de Madame», einem rauschenden Strom, dessen kristallklare Fluten in tiefer Schlucht donnerten.

Unsere Maultiere trabten gemütlich unter dem schattigen Laubwerk von Jasminbäumen, Rosen, Pfauenschwänzen mit purpurenem Blumenfleck und breitoffenen, hellgelben, an dem zart geräderten Rand orangefarbig gestreiften Blütenblättern. Wie große Fliegen schwirrten bunte Kolibris durch diese üppige Pflanzenwelt. Sie glänzten in der Sonne wie flimmerndes Metall. Aus ihrem spigen, gebogenen Schnabel streckte sich die fadenähnliche Zunge in die Blüten und sog den Saft aus der Tiefe der Kelche. Das flinke Rauschen ihrer Flügel erinnerte an die Spinnerinnen unserer elsässischen Dörfer.

Den Fluß bis an seine Quelle hinaufreitend, kamen wir an die Anhöhe des „Corvin“, wo der bis dahin ziemlich breite Weg in einen engen Pfad mündete, sodaß wir hintereinander gehen mußten. Und da unsere Maulesel sich unserer ungewandten Reiterhand nicht fügen wollten und hartnäckig den Rand des manchmal schwindelnd steilen Abgrunds wählten, überließen wir sie ihren Führern, um den Weg zu Fuß fortzusetzen und sie später auf dem Heimweg wieder zu besteigen.

Nun schritten wir ziemlich weit voneinander entfernt durch das hohe Gras, das wir manchmal auseinander schlagen mußten. Dazu hatte ich mir einen hartholzigen Ast abgeschnitten. Dies war ein glücklicher Einfall, dem ich sicherlich das Leben verdankte.

Ich ging voran; bei dem wohlgezeichneten Pfad war ein Verirren ausgeschlossen.

Kurz hinter mir folgte mein Freund, ein leichtfüßiger Junge, den meine langen, gemächlichen Berglerschritte manchmal in Verzweiflung brachten.

Plötzlich, an einer Wegbiegung, wo die Sonne mit heißen Strahlen durch das Gebüsch drang, wurde meine Aufmerksam-

feit durch ein Gewinde von Schlingpflanzen gefesselt: etwas, das ausah wie ein gelenkiges Seil, das verschlungen, quer über dem Pfad lag und ihn versperrte.

Kaum vier Schritte war ich davon entfernt und in jugendlichem Übermut wollte ich es überspringen, als dieses sonderbare Bündel plötzlich auseinander schnellte. Ein charakteristisches Zischen, schrill wie eine Dampfströmung unter Hochdruck, ließ mich erstarren.

Vor mir erhob sich eine Lanzenschlange, Schrecken, aber zugleich Wohltäterin der Insel, denn sie vertilgt Ratten und Nagetiere aller Art und ist in dieser Hinsicht dem Zuderrohrplanzer äußerst nützlich. Scheu und furchtsam den Menschen gegenüber, wie beinahe sämtliche Reptilien, selbst die bestbewaffneten, wird sie aber äußerst gefährlich, sobald sie sich bedroht sieht.

Alljährlich fallen ihr ein paar Dutzend Reger, die es gewohnt sind, barfuß zu gehen, auch etliche Weiße, zum Opfer, denn ihr Biß ist meist tödlich. Bei unserer Ankunft auf der Insel hatten mir einige alte Matrosen fürchterliche Geschichten darüber erzählt, die noch verstärkt wurden durch unsere Führer, Besitzer eines großen Hotels in Fort-de-France, der einige ausgestopfte Exemplare in seinem großen Eßsaal ausgestellt hatte.

Die Bestie, die ich so plötzlich zu Gesicht bekam, war eine der größten, mit brauner, dunkelgefleckter Haut. Der ausgesprochen dreieckige Kopf war zugespitzt wie eine Lanze, daher ihr Name „Lanzenschlange“. Wie bei allen Schlangen ihrer Gattung, ging ein schwarzer Streifen vom Auge bis zum hinteren Winkel des Rachens, in dem drei Paar Hackenzähne sitzen.

Gott! Welcher Rachen! Jetzt noch überläuft mich ein Schauer, wenn ich daran denke! Ich sehe ihn noch, weit geöffnet, mit einem sechsfachen Hacken, so spitz wie die Ahle eines Schuhmachers. Das scheußliche Biest bewegte seine Zunge mit erschreckender Geschwindigkeit. Die Kopfschuppen sträubten sich und die starr auf

mich gehefteten Augen schienen mich hypnotisieren zu wollen.

Durch meine Schritte aufgeschreckt, hielt sich nun mein Feind zum Angriff bereit, den spiralförmig gewundenen Körper wutbebend erhoben, den Rachen in Höhe meines Kopfes. Ich war vor Entsetzen stehen geblieben. Ein Schritt mehr, ob vorwärts oder rückwärts, und es wäre um mich geschehen gewesen. Ihr Biß hätte mir nach kurzer, schrecklicher Qual den Tod gebracht.

Unwillkürlich hatte ich meinen Stock erhoben, zum Hieb bereit. Aber ich zögerte bei dem Gedanken, daß, wenn ich mein Ziel verfehlte, die Schlange das ihrige nicht verfehlen würden.

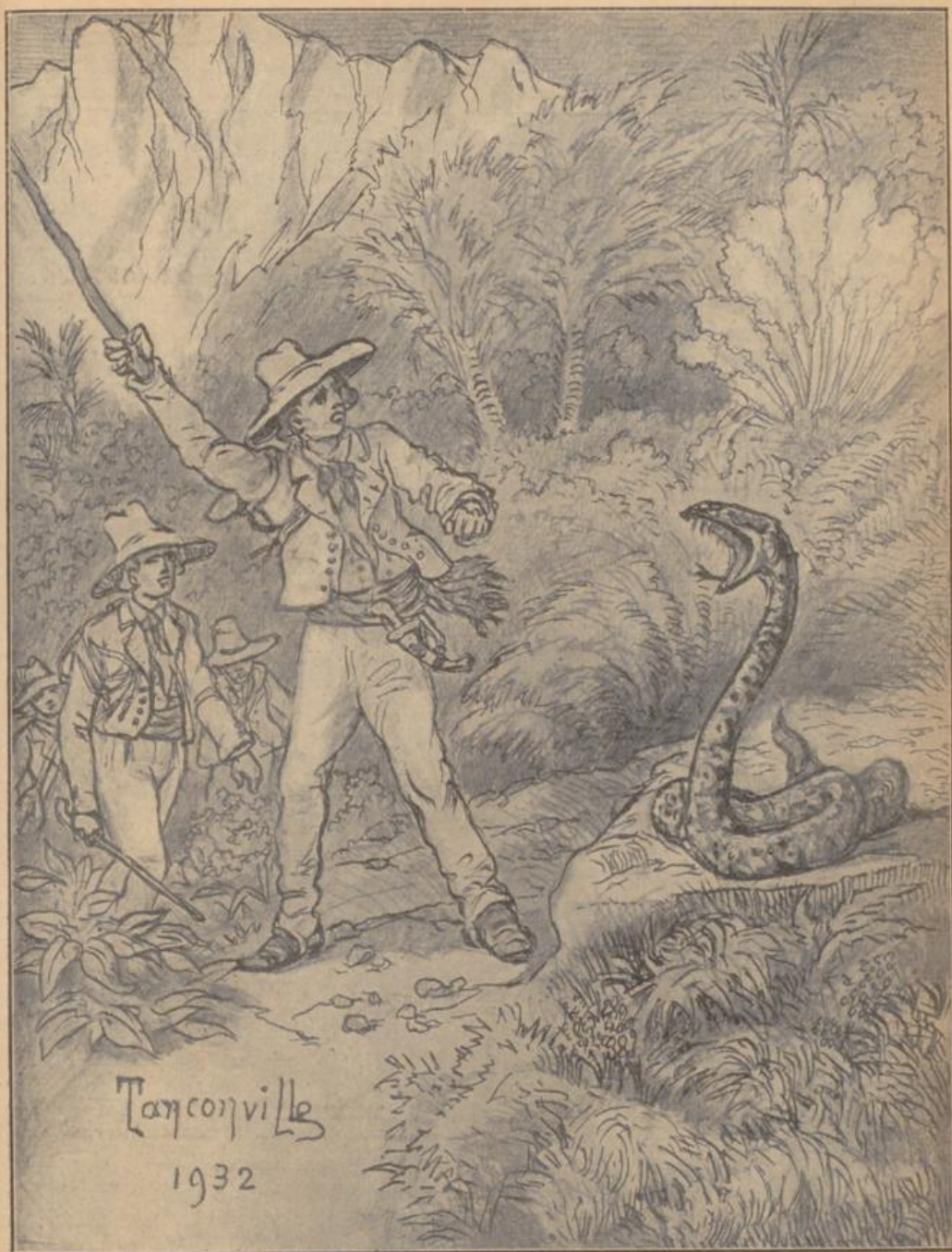
Kurz, die Schlange und ich, wir verhielten uns wie zwei Duellisten, die sich zum Kampf auf Leben und Tod herausgefordert haben, und wobei jeder darauf bedacht ist, dem Gegner den Todesstoß zu versetzen, der ihn ins Jenseits befördern soll. Daher ein begreifliches Zögern. Dieses Zweifeln hielt uns auch zurück. Die Schlange zögerte, ihren geringelten Körper zu strecken, wie auch ich zögerte, meinen gezuckten Stock niederzusenken zu lassen.

So verblieben wir sekunden-, vielleicht minutenlang? Es kam mir wie eine Ewigkeit vor.

Ein harmloser Umstand, an den ich jetzt noch, nach vierzig Jahren, nicht ohne Grauen denken kann, entriß mich dieser tödlichen Qual.

Wie gesagt, waren wir auf dem engen, von Lianen und Gräsern umgebenen Pfad im Gänsemarsch geschritten. Der Freund, der mir mehrmals auf den Fersen gefolgt war, kam nichtsahnend und ohne meine drohende Stellung zu gewahren, rief er: „Nun, so geh' doch vorwärts, oder laß mich vorbei!“

Schon war er mir nahe, und wollte mich beiseite schieben in den Rachen der schrecklichen Bestie. Da, mit der Kraft der Verzweiflung, ließ ich meinen Stock niederzusenken.



Unwillkürlich hatte ich meinen Stod erhoben,

pp=
fielt
eit,
ut=
öbe
gen
ob
im
tte
ben
er=
rte
ein
ige
er=
ich
ge=
auf
zu
rn
ie=
Die
ör=
ei=
aj=
cht
ne
eht
ne
fer
en,
en
Der
er=
nd
ah=
ts,
lte
ber
ber
ie=

Der Hieb war so wohlgezielt und so energisch, daß die Lanzenschlange entzwei brach und ein letzter Krampf sie über den Pfad streckte. Wie ein dickes, jetzt ungefährliches Seil lag sie tot da. Meine Kameraden kamen nun einer nach dem andern. Ich war in Schweiß gebadet und mußte mich niedersetzen, um mich zu erholen. Die Schlange maß genau 2,12 m. Unser Führer erinnerte sich nicht, eine solch große Lanzenschlange je gesehen zu haben.

Ich war mit knapper Not davongekommen! Diese Begegnung dämpfte kurze Zeit unsern Übermut und mein Freund hemmte seine Eile. Bevor wir den abenteuerlichen Ort verließen, legte ich die tote Schlange an den Wegrand, denn ich wollte sie auf dem Heimweg mitnehmen und in Fort-de-France ausstopfen lassen. Doch als wir am Abend vorbeikamen, hatten die Ameisen, die in den Tropen ebenso gefräßig als zahlreich sind, sie zum größten Teil schon aufgefressen. So mußte ich denn auf diese Trophäe verzichten.

— Als ich später ins Elsaß zurückkehrte, machte ich eine Wallfahrt nach Marienthal, um der lieben Muttergottes für meinen Sieg zu danken. Als „Ex-Voto“ stiftete ich ein Bild, meinen Kampf mit der Lanzenschlange darstellend. Dies Bild hing jahrelang in der Kirche, rechts beim Weihwasserbecken. Es verschwand im Krieg von 1870 mit samt einigen alten Wanduhren. —

Endlich erreichten wir das Ziel unserer Wanderung, eine natürliche Grotte, die „Hexenhöhle“ genannt, die durch die durchsickernde Feuchtigkeit in einem riesigen Granitblock entstanden war. Das wunderbare Panorama, das hier das Auge ergötzt, gab uns unseren Frohsinn zurück.

Prachtvolles Wetter begünstigte uns. Bei klarem, reinem Himmel konnten wir die ganze Insel überschauen, ihre zahlreichen kleinen Täler, ihre westliche, gezackte Küste mit Hunderten von kleinen Buchten und die lange Halbinsel „La Caravelle“ die sich einer Krebschere ähn-

lich ins Meer erstreckt. Ihr Name erinnert an die Schiffe Christoph Kolumbus', der die Insel auf seiner vierten Reise, am 15. Juni 1502 entdeckte. Obwohl vier Meilen weiter gelegen, war die Bucht von Fort-de-France jedoch in allen Einzelheiten ersichtlich. Unser Führer kannte alle Sagen der Insel. Er zeigte uns im Westen des Kap Salomon die kleine dreieckige „Bucht Mathurin“, in deren Nähe eine Kreolin geboren wurde, der ein wunderbares Schicksal beschieden war. Ich will jedoch hier seiner Erzählung nicht vorgreifen.

Im Norden, als höchster Gipfel der Insel, erhob sich der Berg Pelee, der mit seinen 1307 Metern die übrigen, über die ganze Martinique zerstreuten Granitberge wie ein Riese überragte.

Bei diesem prächtigen Wetter war ein beträchtlicher Teil des Archipels sichtbar.

Im Norden schien die Guadeloupe ganz nahe mit ihren beiden, durch eine enge Wasserstraße getrennten Inseln und den sie umgebenden sechs Trabanten: „Marie-Galantes“, vollständig rund, die „Desirade“, ganz in die Länge gezogen und die vier „Saintes“.

In nächster Nähe der Martinique liegen „La Dominique“ und „Sainte Lucie“, welche beide im Jahre 1814 englische Kolonien wurden; in der Ferne „La Grenade“. Mit meinem guten Fernglas konnte ich die hundert Meilen entfernte Küste von Venezuela erkennen. Mein ganzes Leben lang wird mir dies Panorama eingedenk bleiben.

Nachdem wir unsere Augen an all der Schönheit gelabt hatten, mußten wir nun auch unsern hungrigen Magen befriedigen. Ins weiche Gras hingestreckt, in der Nähe einer unsichtbaren Quelle, die irgendwo im Gebüsch plätscherte, taten wir uns an dem mitgebrachten Proviant gütlich und ließen uns den Rhum und den Palmwein aufs beste schmecken. Nach einer gebührenden Siesta und bevor wir den Heimweg antraten, erzählte uns unser Führer an Ort und Stelle die Sage, die der Admiral erwähnt hatte:

— Unweit der Bucht „Mathurin“, die ich Ihnen gezeigt habe, stand im Innern des Landes, gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine ziemlich unbedeutende Zuckerfabrik. Dieses Gut „Les Trois Flets“ benannt, war Eigentum eines H. Tascher de Lapagerie, eines halb ruinierten Edelmannes, dessen ältester Tochter Marie-Josephe-Rose ein gewiß einzigartiges Schicksal beschieden sein sollte.

Sie war damals, im Jahre 1778, elf Jahre vor der großen Revolution, eine schöne Kreolin; zwei prächtige dunkelbraune Zöpfe umrahmten ihr feines Gesicht, das von tief schwarzen, sehnsüchtig blickenden Augen erleuchtet wurde.

Das fünfzehnjährige Fräulein de Lapagerie, das allgemein Josephine genannt wurde, war Schülerin im Pensionat der Schwestern der Göttlichen Vorsehung in Fort-Royal.

Wie die meisten der jungen Kreolinen war sie eine fügsame aber höchst sorglose Schülerin die viel lieber im Klostergarten Blumen pflückte, um ihr reiches Haar zu schmücken, oder sich im klaren Wasser, das sich in irgend einer Felsvertiefung angesammelt hatte, spiegelte, als sich den hübschen Kopf mit langweiliger Wissenschaft zu zerbrechen. Im Park, wo die Pensionärinnen sich mit Vorliebe aufhielten, traf man Fräulein de Lapagerie stets in Träumerei versunken.

Was würde ihr die Zukunft bringen? Sie wußte, daß sie unbemittelt und deshalb durch Vermittlung einer betagten Tante, Madame Renaudin, mit einem Edelmann verlobt war. Dieser, ein königlicher Offizier, diente in der französischen Armee jenseits des Ozeans.

Sie hatte Herrn de Beauharnais, der selbst kreolischer Abstammung war, vor Jahren kaum gesehen und nun, sobald sie die Pension verlassen würde, sollte sie ihn heiraten, denn in den Antillen treten die Mädchen sehr jung in den Ehestand.

Der Gedanke an die beschwerliche, wochenlange Seereise, um ihren Verlobten zu treffen, war ihr entsetzlich, denn in jener Zeit bargen die Übermeersfahrten noch

zahlreiche Gefahren. Die arme Kleine sah schon das Schiff gescheitert, sich selbst von tobenden Wogen entführt und auf irgend eine Insel geschleudert, oder auf einem Floß von hungrigen Haien verfolgt! Kurz, tausend abenteuerliche Gefahren, denen sie ausgesetzt sein würde. Und wenn sie von all diesem Unglück verschont bleiben sollte, so wäre es ja doch nur, um fern von der Martinique, unter einem trüben Himmel in frostigem Klima, an der Seite eines Mannes zu leben, den sie kaum kannte! Würden sie übereinstimmen? Würde ihre Ehe glücklich sein? All diese Fragen waren für das junge Mädchen ebensoviele Rätsel!

Diese Gedanken trieben ihr Tränen in die Augen und sie beneidete ihre Mitschülerinnen, welche als Töchter begüterter Plantagenbesitzer sich auf der Insel verheiraten würden und denen somit das herrlichste Leben beschieden war.

Ihre romanhaft veranlagte Natur und ihr leichtgläubiger Sinn litten unter dieser Vorstellung. Abergläubisch wie alle Kreolinen ließ sie sich mit Vorliebe die Zukunft weisagen und zwar mit allen in den Antillen gebräuchlichen Mitteln.

Doch weder Sterne, noch Karten, noch Kaffeejaß hatten bis jetzt Bescheid gegeben. Umsonst hatte Josephine den Aberglauben der armen afrikanischen Sklaven befragt, deren Land die Heimat der Zauberer ist; sie hatte nur unbestimmte oder verwirrende Antworten erhalten.

Eines Tages erfuhr sie, daß weit außerhalb der Stadt, auf dem Gipfel des „Carbet“ eine alte Negerin, die die Wahrsagekunst verstand, in einer verlassenen Grotte, der Hexenhöhle, wohnte. Diese schwarze Wahrsagerin deutete die Linien der Hand wie aus einem Buch. Den Damen aus der Gesellschaft von Fort-Royal hatte sie stamenswerte Dinge geoffenbart, die auch schon teilweise eingetroffen waren, so daß man von der ganzen Insel, ja sogar vom Archipel herkam, um sie zu befragen.

Auch Josephine war nun begierig, ihr Schicksal zu erfahren, wie es auch sei, ob gut oder traurig. Aber es war ein schwie-

riges Unternehmen, bis zu der Hexe zu gelangen, deren hohes Alter und Gebrechlichkeit ihr jegliche Wanderung untersagten. Seit Jahren schon hatte sie ihre Höhle nicht mehr verlassen und fristete ihr Leben durch Almosen ihrer Kunden, welche ihr Lebensmittel, alte Kleider und Decken schenkten, denn auf der Berghöhe sind die Nächte kalt.

Die Klosterschwestern, die Josephine befragt hatte, wollten nichts von diesem Aberglauben wissen; ihnen bangte vor dem weiten Ausflug mit so heidnischem Ziel.

Glücklicherweise zeigte sich Tante Renaudin zugänglicher. Als echte Kreolin war sie ebenso leichtgläubig wie ihre Nichte.

Da sämtliche Mitschülerinnen Josephinens begierig waren, sich die Zukunft weisagen zu lassen, benützte die gute Dame einen schulfreien Tag, um ein Bique-nique nach der Hexenhöhle zu organisieren.

Eines schönen Morgens machte sich eine lustige Gesellschaft schöner Damen und anmutiger Mädchen auf den Weg; die einen ritten auf Eseln, die andern ließen sich von kräftigen Sklaven in Tragsesseln tragen.

Mulattinnen folgten, Körbe mit Eßwaren und Krüge voll würziger Getränke: nach Sibisch duftende Kokosmilk, Orangensirup, Tamarindentee, nach afrikanischer Sitte auf dem Kopf tragend.

Singend hatten die schönen Witzbegierigen den Weg zurückgelegt, bald hier Blumen oder Obst pflückend, dort herrliche Schmetterlinge jagend; alle erhofften die Prophezeiung einer goldenen Zukunft.

Als sie am Ziel ihrer Wanderung anlangten, fanden sie eine steinalte Negerin, deren Anblick nichts weniger als einnehmend war. Ihre Haut war runzelig, ihr kahler Kopf glich einer Ebenholzkugel, auf die ein Witzbold ein paar Wollfäden gefleht zu haben schien. Der abgemagerte Hals zeigte noch die Spuren des Hals-eisens, in das sie 60 Jahre vordem ge-

zwängt worden war, als der arabische Händler sie aus dem fernen Dahomey zum Neger Schiff führte.

Die schöne Kenita, Tochter des gefürchteten Häuptlings Anadoc-Gandou, war mit vielen anderen nach Fort-Royal entführt worden, wo sie wie eine wertlose Ware verkauft wurden. Während der Überfahrt, die monatelang dauerte, war die Hälfte der Sklaven vor Elend und Siedtüm gestorben. Täglich waren mehrere Leichname über Bord geworfen worden, über die die Haifische herfielen.

Sie aber wurde von einem geizigen, grausamen Plantagenbesitzer erworben, bei dem sie mehr wie einmal die Peitsche des Kommandeurs, d. h. des Negers, der die Arbeiter zu züchtigen hat, zu fühlen bekam, bevor sie sich der schweren Knechtschaft unterwarf. Dann hatte ein Priester sie zum Christentum bekehrt und in der Hoffnung auf die den Mühseligen versprochene ewige Belohnung hatte sie sich in ihr Schicksal ergeben. Von nun an fühlte sie ihr Los weniger hart.

Aber eines Tages war sie mit einigen anderen Sklaven entflohen. Lange Zeit hatten sie in der Wildnis der Berge gelebt, sich von Wurzeln, Kräutern und Wildobst nährend, bis sie von den ihnen nachgeschickten Negerjägern aufgestöbert wurden. Mächtige dazu vorgerichteter Doggen hatten sie aufgefunden, nachdem sie ihnen wie dem Wild nachgespürt waren. Eine lange, tiefe Narbe am Bein zeugte noch vom Biß einer dieser Bestien.

Kenita wurde zu ihrem Herrn zurückgebracht und dreißig Jahre lang arbeitete sie in der heißen Sonnenglut, die sie nach und nach zum Skelett abmagerte und ihrer Kräfte beraubte.

Dann wurde ihr die Freiheit geschenkt, d. h. sie wurde entlassen, als sie keine Arbeit mehr leisten konnte. Vollständig mittellos und entkräftet, hatte die alte Negerin in ihrer Verzweiflung die Grotte auf dem Berg aufgesucht, um dort zu sterben. Wie damals als sie eine Flüchtige war, hatte sie sich kläglich ernährt mit Kräutern und Beeren. Aber gelegentlich

eines Ausflugs waren Weiße hinauf in ihre Felswohnung gekommen.

Da entsann sich die alte Regerin einer Kunst, die ihre Mutter, die selbst Tochter eines afrikanischen Zauberers war, sie gelehrt hatte, und sie bot den Besuchern an, ihnen die Zukunft aus den Handlinien zu deuten. Und als kurze Zeit darauf einer der Ausflügler beim Fischfang im Meer erkrankt, so wie sie es ihm prophezeit hatte, da war ihr Ruf begründet und viele Kunden bemühten sich nach der Höhle, um ihr Schicksal zu erfahren.

Dahin wanderten nun auch Madame Renaudin und ihre Begleiterinnen.

Aber sonderbar! nur einigen Damen beschied die alte Frau eine glückliche Zukunft, während sie den jungen Mädchen ein tragisches Ende voraus sagte; alle würden in einem fürchterlichen Zyklon umkommen, der die Martinique, den Archipel und viele andere Länder verheeren würde!

Als Letzte an die Reihe kam Fräulein Tascher de Lapagerie, die, nachdem sie sich so sehnlichst gewünscht hatte, die Zukunft zu erfahren, nun vor der Kunst der Regerin zurückschreckte. Wenn schon das Los ihrer Gefährtinnen so schrecklich sein sollte, was würde da ihr beschieden sein, die eine weite Seereise unternehmen, und fern von ihrer Heimat, in Europa leben sollte! Nur zögernd legte auch sie endlich ihre zarte Hand in die schwierige Rechte der Regerin, die die feinen Linien lange studierte. Endlich sprach die alte Renita:

— Mein liebes Fräulein, auch Sie werden dem Zyklone zum Opfer fallen. Dies geschieht zehn Jahre nach ihrer ersten Vermählung, die nächstes Jahr erfolgen wird. Sie werden in dieser Ehe nicht glücklich sein; Sie werden ins Gefängnis kommen zugleich mit ihrem Gatten, welcher den Kerker nur verlassen wird, um zu sterben.

— Sie aber entgehen dem gleichen Tod nur durch ein Wunder, weil einer ihrer Richter, ein gütiger Weiser, ihr Todesurteil verschlucken wird.

— Als Witwe mit zwei Kindern werden

Sie die Aufmerksamkeit eines kleinen Mannes erwecken, der ebenfalls auf einer Insel geboren ist.

— Sie werden ihn heiraten. Zuerst wird ihnen das glänzendste Los beschieden sein, das es gibt; dann aber endet ihr Gatte in der Haft. Aber beruhigen Sie sich! Diesmal werden Sie ihm nicht folgen, denn er hat Sie schon vorher verlassen, um sich mit einer anderen zu verehelichen, weil Sie ihm den erhofften Sohn nicht geschenkt haben.

— Das ist das Schicksal, das Ihnen beschieden ist.

Als Josephine diese so traurige Botschaft vernahm, brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus, so daß die gute Regerin voll Erbarmen ihre Hand nochmals ergrieff und mit wahrhaft prophetischem Ton schließlich sagte:

— Alles was ich gesagt habe, wird zutreffen, meine Tochter. Aber sei guten Muts, denn in dem Zeitraum zwischen dem Tod deiner beiden Gatten wirst du mehr als Königin sein.“

— Mehr als Königin! Allgemeines Gelächter empfing diese Kunde und verjagte den unangenehmen Eindruck, den die Weissagung des von allen gefürchteten Zyklones hervorgerufen hatte.

Mehr als Königin!

— Die alte Regerin schwätzt ins Blaue hinein! entschied Madame Renaudin. Sie redet vollständig irr! Na, wir haben uns aber doch recht gut unterhalten und auf dem Rückweg wird es ebenso sein.

Lachend zog die muntere Gesellschaft bergab.

Nur im Scherz wurde noch der Zyklon erwähnt, und mutwillig verneigten sich die Mädchen vor ihrer Gefährtin, die „mehr als Königin“ sein sollte. Vergessen war die unheilvolle Prophezeiung.

Und doch traf alles, was die alte Regerin geweissagt hatte, haarklein ein!

Kaum waren zehn Jahre verflossen, da verheerte die französische Revolution auch die üppigen Inseln, indem sie den Aufstand der Sklaven, den feindlichen Einfall Englands, den Verlust der ame-

ritanischen Kolonien, welche den Ruin der Plantagenbesitzer bewirkten, hervorrief.

Dies war jener Zyklon der alten Renita.

Alles, was sie Josephinen gesagt hatte, traf ein. Fräulein de Lapagerie hatte sich in Paris mit dem Vicomte Alexandre de Beauharnais vermählt, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte. Unter der Schreckensherrschaft im Jahre 1794 wurden beide als Adelige verhaftet. General Beauharnais verließ das Gefängnis, nur um zur Guillotine zu schreiten, während seine Gattin, durch den Sturz Robespierre's, am 9. Thermidor, vom gleichen Tod gerettet wurde. Bis dahin dankte sie ihr Leben nur einem ergebenen Gerichtsschreiber, namens La Buffiere, der von Mitleid zu der schönen Generalswittve ergriffen, sie vor dem Henkerbeil zu bewahren suchte und da er selbst im Verdacht stand, kein anderes Mittel fand, die schwerwiegendsten Dokumente ihres Prozesses verschwinden zu lassen, als sie zu verschlucken.

Diese Begebenheit gab Victorien Sardou, dem großen Dramaturgen, Veranlassung zu seinem herrlichen Drama „Thermidor“. Zwei Jahre später, nachdem sie das Gefängnis verlassen hatte, heiratete Josephine de Beauharnais im März des Jahres 1796 einen kleinen korsischen General, der ebenso wie sie auf einer Insel geboren war. Es war der spätere große Napoleon.

Am 2. Dezember 1804 wurde im Dom von Notre-Dame in Paris, Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Vermittler der helvetischen Konfederation und zwei Jahre später Beschützer des Rheinbundes, vom Papst gekrönt. Er selbst setzte am selben Tage die Kaiserkrone auf das Haupt Josephinens.

Im Jahre 1810, da der ersehnte Nachkomme ausgeblieben war, entschied sich Napoleon zur Trennung von seiner Gattin und vermählte sich mit Marie-Louise, der Tochter des Kaisers von Osterreich, welche ihn ihrerseits verließ, als das

Unglück über Napoleon hereinbrach. Nur gar zu bald nach seiner Scheidung von Josephine und obwohl ihm Marie-Louise einen Sohn, den König von Rom gebar, schien ihm das Schicksal nicht mehr hold zu sein.

Zehn Jahre später, im Mai 1821 starb Napoleon in englischer Gefangenschaft auf der Insel Saint Helena.

In der Zwischenzeit von 1804 bis 1810 hatte die gütige Kaiserin, deren Statue heute die Promenade von Fort-de-France schmückt, Josephine de Lapagerie, die kleine Kreolin, über die Hälfte Europas regiert.

Und so wie es die alte Negerin aus der Hexenhöhle prophezeit hatte, war sie „mehr als Königin“ gewesen.

Kavir Meßmer.

Die hl. Odilia im Warasgau und das Wunder beim Colchie-Brunnen.

(Mit einer großen Abbildung.)

Schon in den ältesten Zeiten hat die Geschichte, obwohl noch von sagenhaften Gebilden und naiven Märchen umwoben, sich trotz des barbarischen Zeitalters, auf fester Basis zu begründen und einen Anschein von Wahrheit zu erlangen gewußt, welche allein fähig ist, die Erzählungen lebendig zu gestalten, jene Erzählungen, die aus den Chroniken des VII. und VIII. Jahrhunderts entnommen sind und sich durch ihre schlichte Einfachheit als äußerst fesselnde Dokumente bewähren.

Der Warasgau — die Grafschaft der Warassen — liegt in einem vom Doubs bespülten Tal, im Burgunderland, dessen Hauptstadt einst die altertümliche, von Gontran, König von Burgund, gegründete Abtei Baume-les-Nonnes war.

Wenn wir jenes berühmte Kloster, welchem die Stadt Baume ihre Entstehung verdankt, zu Anfang unserer Erzählung erwähnen, so geschieht dies, weil die hl. Odilia, die Schutzpatronin des Elffasses,

lange Jahre dort gelebt und den zwei Hauptpersonen der hier geschilderten Idylle Schutz und Schirm gewährt hat.

Dessen ungeachtet müssen wir einige erläuternde Zeilen vorausschicken, um die edle Abstammung der Heiligen und die historischen Gründe ihres Aufenthalts in der Abtei von Palma zusammenzufassen.

Zur Zeit König Dagoberts I. lebte ein mächtiger Edelmann namens Eginhard, Sohn des Majordomus Ega.

Eginhard hatte einen Sohn, Leuterich, welcher sich mit Sultrade, der Tochter des Burgunderkönigs Sigmund, vermählte. Aus dieser Ehe wurde Adalrich geboren, dessen Nachkommen die berühmten, angesehenen Geschlechter von Lothringen, Habsburg, Baden, Flandern, und durch die weibliche Linie das Haus der Capet in Frankreich begründeten. Adalrich, durch seine Gattin Bereswinde mit Childerich, dem König von Aufrasien, verwandt, erhielt von diesem die Grafschaft Elfaß und schlug seinen Wohnsitz am Fuße des Altitonaberges oder Hohenburg auf.

Das erstgeborene Kind Bereswindens kam blind zur Welt, worüber dessen Vater der Sage nach in solch grenzenlose Wut geriet, daß, um ein Unglück zu verhüten, Bereswinde das unschuldige Wesen seiner Amme anvertraute. Diese brachte das zarte Kleinod nach der Abtei Baume-les-Nonnes, deren Oberin eine Tante Bereswindens war. In diesem Kloster wuchs die kleine Verbannte auf und wurde, als sie im zwölften Lebensjahr stand, von zwei heiligen Abten, den Brüdern Erhard und Hidulf, nach damaliger Sitte, durch teilweises Untertauchen getauft. Bei der Salbung mit dem hl. Öl geschah das Wunder, daß das bis zur Stunde blinde Mädchen plötzlich sehend wurde. Daraufhin erhielt sie den Namen Odilia oder Othilia, d. h. Tochter des Lichtes.

Als die hl. Odilia die Abtei Baume verließ, um Abtissin des Klosters von Altitona zu werden, war die Schutzpatronin des Elfaßes zweiundzwanzig Jahre alt. Ihr Andenken aber wird durch Jahr-

hunderte hindurch von den Nachkommen der Warasken treu bewahrt.

I. — Othilia.

Die hl. Odilia starb im Jahre 720 und seit dieser Zeit bis zur Stunde, in der die Heldin dieser Geschichte auftritt, d. h. zwischen Ende des VIII. und Anfang des XV. Jahrhunderts, haben sich im Verlauf der Zeit die Frankonischen und Romano-Burgundischen Schichten zu der Grafschaft Burgund verschmolzen, welche später die Franche-Comté wurde. Nachdem wir dies vorausgeschickt, greifen wir zu unserer Erzählung.

Laue Frühlingssonne bestrahlt mit goldigem Schimmer die Felsen des schönen Chatardberges und die Türmchen des vor Baume liegenden Bollwerks, das die Wasserstraße des Doubs deckt.

Überall spürte man den leisen Hauch des nahenden Lenzes. Im Busch trillern und jubilieren die gesiederten Gäste und helles Grün spritzt aus allen Ästen. Ein junges, munteres Mädchen mit goldblondem Haar hat sich einige Schritte abseits von der Fährte auf die zum Flößen bereitliegenden Stämme gesetzt. Denn die breiten Steinplatten, auf denen man sonst trockenen Fußes über den Doubs gelangt, sind heute unzugänglich; durch den schmelzenden Schnee ist der Fluß stark angeschwollen und die Pafstelle überschwemmt. Das junge Mädchen wartet nicht allein auf das Fährboot von Cour, dem naheliegenden Dorf, dessen Häuser sich im Wasser widerspiegeln. Eine Volksmenge, hauptsächlich Frauen und Kinder, auch einige Männer warten ebenfalls. Sie alle kommen von der großen Feierlichkeit, die in der Abtei Baume zu Ehren des Schleiers der von allen hochverehrten hl. Odilia abgehalten wurde. Solche feierliche Bittgänge finden des öfteren statt, um den göttlichen Beistand zu ersuchen, bei dem in diesen aufrührerischen Zeiten so häufigen Unheil.

Unser schmuckes Mädchen heißt Othilia. Sie hat mehrere Jahre im Kloster zuge-

bracht, um dort vor allem Frömmigkeit zu erlernen und alles, was die Klosterfrauen damals den jungen, adeligen Mädchen an Wissenschaft und Kunst beibringen konnten: Biblische- und Weltgeschichte, Latein, Kirchenmusik, Lautenspiel, Stickerie und Malerei, mit welcher sie die damaligen Gebetbücher verzierten. Othilia zeigte so große Begabung, daß die Äbtissin das Kind sehr lieb gewann. Othilia ist die einzige Tochter von Hugues du Buy, aus niederem Adel, Schildjunker des edlen Barons von Cusance-Belvoir. Sie ist recht einfach gekleidet, ein schmuckloser Rock, ein Mantel, eine breite Schärpe, die ihre schlanken Lenden umgürtet, und eine selbstgestickte Haube, aus welcher zwei lange goldblonde Zöpfe bis über die Taille herniederhängen, stehen dem feinen Gesicht so hübsch, daß Othilia trotz ihrer Einfachheit wie eine Prinzessin aussieht. Halduin, der alte Hirt ihres Vaters, begleitet und beschützt sie. Der treue Knecht trägt einen groben Kittel, wie es die Sitte für Leute seines Standes erheischt, und bis zu den Waden reichende Beinkleider. Seine Füße stecken in Tierfellen, die mit Schmirren zusammengehalten sind. Ein kurzes Beil und ein Spieß sind seine Waffen.

Da nähert sich schon das von zwei Schiffen gelenkte Fährboot von Cour, und bald beginnt die Überfahrt. Bei der letzten Reise entsteht ein Streit zwischen Aberich, einem Bogenschützen der Abtei Cusance, und einer alten Kräutersammlerin aus dem Tal, der allbekanntem Margot.

— Setze die alte Hexe ans Land, schreit der wütende Krieger dem Schiffer zu, sonst bringt sie uns Unglück!

— Ich bin keine Hexe! antwortet die alte Frau. Ich habe nichts gemein mit der Fee und mich trifft das Unglück ebensogut wie Euch, wenn sie uns mit Steinen überschüttet. Meine Tränke und meine Wahrsagekunst haben bis jetzt nur den Dummen geschadet. Und Ihr, ein Kriegsmann, Ihr fürchtet Euch vor einer alten Frau, die ihr Leben fristet so schlecht und so recht sie es vermag? —

Nun sind die Lacher auf ihrer Seite.

Nach kurzer Überfahrt kommen die Pilger glücklich ans Land. Nun bildet sich der Zug und schreitet auf dem am Fuße des Chatard sich hinschlängelnden Weg weiter. Bis dahin geht alles gut...

Schon zeigt sich der Eingang einer engen Schlucht zwischen dem Felsgelände des Chatard und demjenigen von Babre, welche gerade noch Raum bietet für den Pfad und das Bett des Cusancinbaches. Dieser Ort, der von den Felsen des Chatard überragt wird, gilt als höchst gefährlich, denn da gähnt eine gefürchtete Grotte, die Behausung jener Fee, deren Wohltaten von den Menschen einst mißachtet wurden und die sich nun in Groll und Hader umgewandelt haben. Von ihrem hohen Wohnsitz aus erspäht die „Grüne Dame“ die nahenden Wanderer und bewirft sie mit den verschiedenartigsten Geschossen, vom einfachsten Kiesel bis zum Felsblock. Obwohl äußerst eifrige Christen, so glaubten doch die Hochburgunder jener Zeit fest und steif an gute und böse Feen, an „grüne Damen“, an Waldgeister und Kobolde, Elfen und geflügelte Drachen.

Als die Pilger den engen Paß betraten, wurden sie zuerst nur mit herabrieselndem Gestein begrüßt. Die böse Fee machte sich bemerkbar. Plötzlich aber tönt ein fürchterliches Gepolter durch das Tal, daß die entsetzten Pilger vor Schreck zusammenfahren. Eine Felswand hat sich von der Bergspitze gelöst und stürzt mit donnerähnlichem Krachen zum Teil in den Bach, zum Teil auf den Pfad, den ganzen Weg vor und hinter den Pilgern versperrend. Frauen schreien, Kinder weinen. Halduin und seine große, von Bekereien und Geschenken der Äbtissin Blandine vollgestopfte Provianttasche verlieren das Gleichgewicht und stürzen, glücklicherweise ohne Schaden zu nehmen, zu Boden. Eine unsichtbare Kraft hat auch Othilia zu Fall gebracht. Einen Augenblick lang liegt sie besinnungslos, doch bald richtet sie sich auf und gewahrt mit Entsetzen, daß neben ihr ein mächtiges Felsstück sich in die Erde

le.
Pil-
y der
des
wei-

einer
Lände
abre,
den
achtes.
Cha-
fäh-
tete
deren
mif-
Broll
Bon
t die
derer
artig
Tiefel
ifrige
bur-
gute
, an
d ge-

aten,
jeln-
achte
ein
daj
fam-
von
don-
den
ungen
per-
inen.
reien
voll-
das
weise
Eine
Fall
t sie
auf
ihr
Erde



Umringt von einem Glorienschein, stand die hl. Odilia, das Wunderkind von Palma

eingezwangt hat! Da erkennt Othilia, daß die göttliche Vorsehung sie von einem schrecklichen Tod gerettet hat und ein heißes Dankgebet entleert ihrem Herzen. Auch die anderen Pilger sind verschoont geblieben, nur wenige sind leicht verwundet. Doch wie nun aus diesem Felsgetrümmer herauskommen? Das Einfachste ist, das Hindernis zu umgehen. Da nehmen die Männer die Frauen und Kinder auf den Arm und waten am Rand des Baches entlang, wobei ihnen das Wasser bis über die Knie reicht. So gelangen sie jenseits des gesperrten Wegs und mühsam erreichen sie Pont-les-Molins, das letzte Dorf der Grafschaft, dessen riesige Kastanien in der Ferne grünen. Gleich hinter dem Dorf beginnt das Gebiet des berühmten und mächtigen Geschlechts der Barone von Cusance-Belvoir, deren Banner auf zahlreichen Burgen, Festungen und Warttürmen der Grafschaft Burgund flattert.

Nachdem sie sich in Pont-les-Molins an einem Herdfeuer getrocknet und ausgeruhet haben, schlagen Othilia und ihr getreuer Balduin allein die Richtung nach dem Priorat von Cusance ein, woselbst die Feste Hugues du Buy sich erhebt. Den Bach links lassend und um so schneller zu ihrem Ziel zu gelangen, haben die beiden Wanderer einen Pfad gewählt, der den Weg um vieles abkürzt und sich am Hang des Guillonberges hin schlängelt, eine Lichtung durchquert und fünfzig Klafter weiter wieder im Walde verschwindet. Rüstig ausdreitend, vernehmen Othilia und ihr Begleiter plötzlich Hundegebell und flüchtiges Rascheln. Da springt auch schon ein großer Wolf, gefolgt von seiner Wölfin aus dem Dickicht. Schlauer als ihr Gemahl, kehrt die Wölfin, beim Anblick der Wanderer um und verschwindet im Gebüsch, während der Wolf, seiner Kraft bewußt, mit offenem Rachen und flackernden Zähnen auf unsere Freunde jurent. Balduin hat sich schützend vor seine Herrin gestellt und schwingt seinen Speiß. Schon will der Wolf seinem Gegner an den Hals springen, da kommt die Meute und umzingelt die Bestie. Wolf und

Hunde heulen und greifen sich um die Wette; Blut tränkt die Erde. Endlich erscheint, gefolgt von drei Knappen, ein junger, schöner Mann auf dem Kampfplatz; Belvoirs Jarden zieren seine Kopfbedeckung. Wie einem wichtigen Dieb seines Speißes bedrückt der Überjäger Meister Hengamm ins Jenseits.

Der Edelmann ist näher getreten und sich tief vor Othilia neugend, spricht er:

— Edles Fräulein, ich schäme mich glücklich, rechtzeitig zu erscheinen zu sein. Ich habe ihre Kainlingen bewundert; sicherlich wird der Herr Hugues du Buy stolz sein auf seine Tochter.

Überrascht erröten antwortet sie:

— Ihr kennt mich oder Herr? und doch weiß ich nicht, wer Ihr seid.

— Als Ihr noch in der Abtissin Blandine von Palma weilt, war es mir vergönnt, Euch die Lamm schlagen zu hören, ich war entzückt.

— Ich heiße Gaman, und bin ein schlichter Edelmann, angebender Ritter, bald Falkenjäger, bald Forstlehnsherr, Förster, ja sogar Lammjäger, je nach Belieben meines Zauberns.

Nachdem der jung Mann seinen Leuten Befehle erteilt hat, wendet er sich wieder an Othilia.

— Einer meiner Jagen wird Euch bis an den Waldestrand gleiten. Von dort habt Ihr nur noch eine kurze Strecke bis zum Priorat.

Eine Weile steht Gaman und betrachtet sinnend das hübsche Mädchen, dann verneigt er sich ehrfurcht und verabschiedet sich. Nach ein paar Schritten wendet er sich nochmals ab und winkt mit der Hand, dann verschwindet er im Dickicht!

II. — Gesang im Lautenspiel.

Es gibt zur Zeit hier herrlichere Gegend im alten Vorarlberg als das Cusancinial mit seinem hübschen Fluß und seinen Quellen, der hohen bewaldeten Gipfeln, die in weiterem Hagen den Talleßel mit seinen grünen Matten und Feldern umringen. Die und die hohen jodige Felsen, von Sturm und Alter verwitterte

Burgen, vorzeitliche Druidensteine aus dem wie ein dunkler Mantel ausgebreiteten Wald. Der Talleßel öffnet sich nach dem Allostal zu, einem engen, wilden Bergpaß, der sich allmählich bis zu der Hochebene hinaufwindet. Welchen Anblick gewährte wohl die Gegend damals zu Lebzeiten der edlen Barone, Othilias und des Jägerschützen Gontran? Die Gestalt war die gleiche wie heute noch, nur der Wald war dichter, teilweise undurchdringlich. Die Dörfer waren weniger bevölkert, die Wege waren nur durch die tiefen Wagenspuren zu erkennen.

Damals herrschte über die Lehnsgüter der gewaltige Bannerherr Bautier, der Ahnherr der Barone von Cusance-Belvoir, deren Ursprung auf Hengamm, den Baronsknechten, zurückreißt.

Zwei Festungen beschützen das Freigut: die eine, Burg Cusance, erhebt sich auf dem Berggründen, der den Eingang der Allost überträgt, die andere, die wie ein unzugängliches Adlerneß auf einer mächtigen Felschranke steht, beherrscht das Plateau von Zancy.

Sieben Festungswerke, Warttürme, Beobachtungsposten vervollständigen die Verteidigung des Tals.

Das größte dieser Werke, auf dem höchsten Punkt des Priorats, weist einen Hauptturm, eine Ringmauer und eine Schießscharte auf.

Weiter unten steht die Feste des Schildjüngers du Buy. Das durch einen runden, mit Schießscharten versehenen Turm geschützte, einstöckige Haus hat ein spitzes, ebenfalls mit Schießscharten ausgezacktes Dach, und hohe durch Fensterbalken geteilte Fenster. Einerseits an den Turm angebaut, lehnt es auf der anderen Seite an die Ställe und Wirtschaftsgebäude. Eine mit Schießscharten versehene Mauer umgibt das ganze Anwesen. Die armseligen Hütten der Bauern und Handwerker sind wie ängstliche Kinder am Fuße der Burg zusammengescharrt.

Durch die Hauptpforte und über den Hof gelangen wir in den Saal, in dem wir Othilia finden, und ihre Tante, Frau

Aliz du Buy, welche Mutterstelle an ihr vertritt.

Es ist Sonntag heute. Durch die weitgeöffneten Fenster schaut die Mittagssonne und siehe, da kommt auch Besuch. Junker Gontran, der von Belvoir herübergeritten ist, um den beiden Damen den Pelz des neulich erlegten Hengamm zu verehren, bringt auch gute Kunde: Baron de Cusance-Belvoir läßt den Damen melden, daß sämtliche Beteiligten seines Heeres, das ebenso wie der größte Teil des burgundischen Adels nach Sizilien in den Krieg gezogen ist, wohlbehalten sind, darunter auch der Edle Hugues du Buy.

Mit frohem Dank wird die freundliche Botenschaft aufgenommen. Tante Aliz bewirtet den Reiter mit Kuchen und seinem Gebäck, während die jungen Leute einen viel sagenden Blick wechseln, bei dem beide erröten. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, greifen sie zur Laute, und Gontran beginnt mit seiner schönen Tenorstimme, das von den Minnesängern von Burg zu Burg getragene Lied Blondel's. Auch Othilia läßt ihre sanfte, glodenreine Stimme hören und die Stunden verfliegen so rasch, daß es den Sängern sowohl als ihrer Zuhörerinnen schwer fällt, sich zu trennen, als die Sonnenuhr am Turm zum Abschied mahnt.

Sich an die gute, vor Nahrung bebende Tante Aliz wendend, entschuldigt sich Gontran, die Damen verlassen zu müssen, da seine Pflicht ihn zur Schlossherrin von Belvoir ruft.

— Ihr werdet aber wiederkommen, sagt Tante Aliz.

— Gewiß, antwortet mit Nachdruck der Junker.

Othilia hat kein Wort gesprochen aber ihr Blick ist bereiteter als die Einladung der guten Tante.

Balduin wartet im Hof mit dem Pferd des Edelmannes. Dieser schwingt sich in den Sattel und grüßend ruft er:

— Auf Wiedersehen!

Durch das offensiehende Tor sprengt der Fuchs mit seinem Herrn davon. In einem alten Lied heißt es: „Bei jedem

eingezwängt hat! Da erkennt Othilia, daß die göttliche Vorsehung sie von einem schrecklichen Tod gerettet hat und ein heißes Dankgebet entsteigt ihrem Herzen. Auch die anderen Pilger sind verschont geblieben, nur wenige sind leicht verwundet. Doch wie nun aus diesem Felsgetrümmer herauskommen? Das Einfachste ist, das Hindernis zu umgehen. Da nehmen die Männer die Frauen und Kinder auf den Arm und waten am Rand des Baches entlang, wobei ihnen das Wasser bis über die Knie reicht. So gelangen sie jenseits des gesperrten Wegs und mühsam erreichen sie Pont-les-Molins, das letzte Dorf der Grafschaft, dessen riesige Rußbäume in der Ferne grünen. Gleich hinter dem Dorf beginnt das Gebiet des berühmten und mächtigen Geschlechts der Barone von Cusance-Belvoir, deren Banner auf zahlreichen Burgen, Festungen und Warttürmen der Grafschaft Burgund flattert.

Nachdem sie sich in Pont-les-Molins an einem Herdfeuer getrocknet und ausgeruht haben, schlagen Othilia und ihr getreuer Salduin allein die Richtung nach dem Priorat von Cusance ein, woselbst die Feste Hugues du Buy sich erhebt. Den Bach links lassend und um so schneller zu ihrem Ziel zu gelangen, haben die beiden Wanderer einen Pfad gewählt, der den Weg um vieles abkürzt und sich am Hang des Guillonberges hinschlängelt, eine Lichtung durchquert und fünfzig Klafter weiter wieder im Walde verschwindet. Rüstig auschreitend, vernehmen Othilia und ihr Begleiter plötzlich Hundegebell und flüchtiges Rascheln. Da springt auch schon ein großer Wolf, gefolgt von seiner Wölfin aus dem Dickicht. Schlauer als ihr Gemahl, kehrt die Wölfin, beim Anblick der Wanderer um und verschwindet im Gebüsch, während der Wolf, seiner Kraft bewußt, mit offenem Rachen und fletschenden Zähnen auf unsere Freunde zurennt. Salduin hat sich schützend vor seine Herrin gestellt und schwingt seinen Speiß. Schon will der Wolf seinem Gegner an den Hals springen, da kommt die Meute und umzingelt die Bestie. Wolf u. d.

Hunde heulen und zerreißen sich um die Wette; Blut tränkt die Erde. Endlich erscheint, gefolgt von drei Knappen, ein junger, schöner Edelmann auf dem Kampfplatz; Belvoirs Farben zieren seine Kopfbedeckung. Mit einem wuchtigen Stieb seines Speißes befördert der Oberjäger Meister Hengstmann ins Jenseits.

Der Edelmann ist näher getreten und sich tief vor Othilia verneigend, spricht er:

— Edles Fräulein, ich schätze mich glücklich, rechtzeitig hier erschienen zu sein. Ich habe ihre Kaltblütigkeit bewundert; sicherlich wird der Edel Hugues du Buy stolz sein auf seine Tochter.

Überrascht erröten antwortet sie:

— Ihr kennt mich, edler Herr? und doch weiß ich nicht, wer Ihr seid.

— Als Ihr noch bei der Äbtissin Blaudine von Palma weiltet, war es mir vergönnt, Euch die Saute schlagen zu hören, ich war entzückt.

— Ich heiße Gontran, und bin ein schlichter Edelmann, angehender Ritter, bald Falkenjäger, bald Forstlehnsherr, Förster, ja sogar Minnesänger, je nach Belieben meines Schloßherrn. —

Nachdem der junge Mann seinen Leuten Befehle erteilt hat, wendet er sich wieder an Othilia.

— Einer meiner Bogen wird Euch bis an den Waldesrand geleiten. Von dort habt Ihr nur noch eine kurze Strecke bis zum Priorat. —

Eine Weile steht Gontran und betrachtet sinnend das hübsche Mädchen, dann verneigt er sich ehrerbietig und verabschiedet sich. Nach ein paar Schritten wendet er sich nochmals und winkt mit der Hand, dann verschwindet er im Dickicht!

II. — Gesang und Lautenspiel.

Es gibt zur Zeit keine herrlichere Gegend im alten Warasienland als das Cusanciental mit seinem wolkigen Fluß und seinen Quellen, den hohen bewaldeten Gipfeln, die in weiten Bogen den Talkeßel mit seinen grünen Matten und Feldern umringen. Sie und die blauen zackigen Felsen, von Sturm und Alter verwitterte

Burgen, dem wie ten Wal dem M Bergpa Hocheber gewährt zeiten d des Jäg tung wa der Wal dringlich völkert, tiefen W

Dama der gew Ahnherr voir, de Waraste

Zwei die eine dem Be Alfoz ü unzugän tigen J Plateau

Sieben obachtun Verteidig

Das g sten Pu Haupttu Schießst

Weite junkers i mit Sch schützte, ebenfalls Dach, w teiste Fe angebau an die Eine mi umgibt i gen Stü sind wie Burg zu

Durch Hof gela twir Oth

Burgen, vorzeitliche Druidensteine aus dem wie ein dunkler Mantel ausgebreiteten Wald. Der Talfessel öffnet sich nach dem Allozthal zu, einem engen, wilden Bergpaß, der sich allmählich bis zu der Hochebene hinaufwindet. Welchen Anblick gewährte wohl die Gegend damals zu Lebzeiten der edlen Baronen, Othilias und des Jägerschützen Gontran? Die Gestaltung war die gleiche wie heute noch, nur der Wald war dichter, teilweise undurchdringlich. Die Dörfer waren weniger bevölkert, die Wege waren nur durch die tiefen Wagenspuren zu erkennen.

Damals herrschte über die Lehnsgüter der gewaltige Bannerherr Bantier, der Ahnherr der Barone von Cusance-Belvoir, deren Ursprung auf Iserius, den Warastengrafen, zurückgreift.

Zwei Festungen beschützen das Freigut: die eine, Burg Cusance, erhebt sich auf dem Bergrücken, der den Eingang der Alloz überragt, die andere, die wie ein unzugängliches Adlernes auf einer mächtigen Felschance steht, beherrscht das Plateau von Sancey.

Sieben Festungswerke, Warttürme, Beobachtungsposten vervollständigen die Verteidigung des Tals.

Das größte dieser Werke, auf dem höchsten Punkt des Priorats, weist einen Hauptturm, eine Ringmauer und eine Schießscharte auf.

Weiter unten steht die Feste des Schildjunktors du Puy. Das durch einen runden, mit Schießscharten versehenen Turm geschützte, einstöckige Haus hat ein spitzes, ebenfalls mit Schießscharten ausgezacktes Dach, und hohe durch Fensterbalken geteilte Fenster. Einerseits an den Turm angebaut, lehnt es auf der anderen Seite an die Ställe und Wirtschaftsgebäude. Eine mit Schießscharten versehene Mauer umgibt das ganze Anwesen. Die armseligen Hütten der Bauern und Handwerker sind wie ängstliche Kinder am Fuße der Burg zusammengescharrt.

Durch die Hauptpforte und über den Hof gelangen wir in den Saal, in dem wir Othilia finden, und ihre Tante, Frau

Allix du Puy, welche Mutterstelle an ihr vertritt.

Es ist Sonntag heute. Durch die weitgeöffneten Fenster schaut die Mittagssonne und siehe, da kommt auch Besuch. Junker Gontran, der von Belvoir herübergeritten ist, um den beiden Damen den Pelz des neulich erlegten Fjengrimms zu verehren, bringt auch gute Kunde: Baron de Cusance-Belvoir läßt den Damen melden, daß sämtliche Beteiligten seines Heeres, das ebenso wie der größte Teil des burgundischen Adels nach Sizilien in den Krieg gezogen ist, wohlbehalten sind, darunter auch der Edle Hugues du Puy.

Mit frohem Dank wird die freudige Botschaft aufgenommen. Tante Allix bewirbt den Reiter mit Kuchen und seinem Gebäck, während die jungen Leute einen viel sagenden Blick wechseln, bei dem beide erröten. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, greifen sie zur Laute, und Gontran beginnt mit seiner schönen Tenorstimme, das von den Minnesängern von Burg zu Burg getragene Lied Blondel's. Auch Othilia läßt ihre sanfte, glöcknerne Stimme hören und die Stunden verfliegen so rasch, daß es den Sängern sowohl als ihrer Zuhörerin schwer fällt, sich zu trennen, als die Sonnenuhr am Turm zum Abschied mahnt.

Sich an die gute, vor Rührung bebende Tante Allix wendend, entschuldigt sich Gontran, die Damen verlassen zu müssen, da seine Pflicht ihn zur Schloßherrin von Belvoir ruft.

— Ihr werdet aber wiederkommen, jagt Tante Allix.

— Gewiß, antwortet mit Nachdruck der Junker.

Othilia hat kein Wort gesprochen aber ihr Blick ist beredter als die Einladung der guten Tante.

Halduin wartet im Hof mit dem Pferd des Edelmannes. Dieser schwingt sich in den Sattel und grüßend ruft er:

— Auf Wiedersehen!

Durch das offenstehende Tor sprengt der Fuchs mit seinem Herrn davon. In einem alten Lied heißt es: „Bei jedem

h um die
ndlich er-
ppen, ein
auf dem
eren seine
wichtigen
der Ober-
Jenseits.
eten und
pricht er:
äße mich
n zu sein.
wundert;
du Puy

ie:
err? und
d.
in Blan-
mir ver-
zu hören,

bin ein
er Ritter,
Lehnsherr,
je nach

en Leu-
et er sich

Guch bis
Von dort
Strede bis

nd betrach-
en, dann
nd verab-
ritten wen-
t mit der
Didicht!

piel.
ichere Ge-
s das Cu-
Fluß und
bewaldeten
n Talfessel
d Feldern
ackige Fel-
verwitterte

Abje
da I
Teil
abe
des
tag
tenp
mitt
Herz
hüb
D
Jun
den
Stur
jam,
heiß
flärn
rett
und
Puy
chide

III.

W
Frei
schön
klung
und
Alta
hüb
Mäd
Gott
die P
Tar
zu be
voll
Schü
scher
gen
bei
schm
den
—
was
von
von
Fam
tier
Euro

Abschied nimmt man soviel mit, als man da läßt.“ Gontran hat einen gewichtigen Teil von Othilias Herzen mitgenommen, aber auch das seinige blieb bei der Laute des schönen Kindes. Sonntag auf Sonntag vergeht ebenso mit Gesang und Lautenspiel zum größten Vergnügen der gutmütigen Tante Alix, deren immerjunges Herz eine baldige Liebeserklärung für das hübsche Mädchen erhofft.

Diese trifft auch ein an einem schönen Junimorgen in einer mit Moos und wilden Orchideen bewachsenen Lichtung. Stumm und doch so beredt, zart und sittsam, so wie es die ritterliche Art erheischt, offenbarte sich diese Liebeserklärung, worauf Gontran an seinem Barret die Farben seiner Dame trägt: Gold und grün, die Wappenfarben Hugues du Buq. An diesem Morgen blieben die Orchideen ungepflückt.

III. — Kurz ist die Freude, lang ist das Leid.

Warum muß das Leid so bald auf die Freude folgen? Arme Othilia! Der schöne Traum ist vorbei. Alles ist verklungen. Nur der Schmerz bleibt zurück und die bitteren Tränen. Vor dem kleinen Altar, den sie sich in ihrer Kammer so hübsch hergerichtet hat, kniet das arme Mädchen und fleht in ihrer Herzensnot zu Gott und zur hl. Othilia, deren Bild ihr die Abtissin Blandine geschenkt hat.

Tante Alix ist unfähig, das trostlose Kind zu beschwichtigen, dessen Qual so jammervoll ist. Heute morgen ist nämlich der Schürke Oderich, ein schlimmer, heimtückischer Geselle, der es gewagt hatte, die Augen zu dem schönen Mädchen zu erheben, bei Frau Alix erschienen und hat ihr in schmeichlerischen Worten diese verblüffenden Erklärungen ins Ohr geblüffert:

— Der Falkenjäger von Belvoir ist nicht, was er behauptet hat, er ist der Sohn von Johann, dem Schloßherrn und Edlen von Cusance, dem jüngeren Bruder des Familienoberhauptes, unseres Herrn Baudier de Cusance-Belvoir. Niemals wird er Eure Nichte heiraten; denn er ist übrigens

verlobt mit der reichen Erbin der Familie des Grafen Otto.

Und Schrecken heuchelnd, fügt er hinzu: — Aber ums Himmels Willen sprecht keiner lebenden Seele davon, wir alle wären dem Tode geweiht!

Und er ging, nachdem er seine giftige Saat ausgestreut hatte.

Wohl ist Gontran der Sohn Johannis; aber alles andere ist erlogen.

Entsetzt wagen die armen Frauen niemanden um Rat zu fragen und haben sich entschlossen, Gontran fortan zu meiden und einer Begegnung mit dem Junker möglichst auszuweichen, was ebenso schwierig als zwecklos ist. Und doch vernimmt Othilia aus der Tiefe ihres Herzens eine Stimme, die ihr zuruft: „Es ist nicht wahr, Oderich hat gelogen, der schlechte Geselle will sich für deine Verachtung rächen; Gontran hat seine Treue nicht gebrochen.“

Unterdessen aber ist Oderich zur alten Margot, der Wahrsagerin, gegangen, um sein Teufelswerk zu vervollständigen. Diese wohnt in einer an die Felswand gelehnten Hütte, in deren Nähe die dunkle Quelle des Cusancin entspringt. Ein Rabe, Tiercelin und ein schwarzer Kater bilden ihre Familie. Margot braut Kräuter, die sie in Vollmondnächten im Wald sammelt und aus denen sie Zaubertränke herstellt, mittelst welchen Treulose wieder erobert werden können. Auch weisagt sie die Zukunft und heilt Verrenkungen. Beim ersten Blick hat die schlaue Alte den ihr bekannsten Kunden durchschaut und bringt ihn soweit, daß er all seine Rachepläne und seinen Haß vor ihr ausschüttet.

Sie hingegen verkündet ihm eine glänzende Zukunft, die Eroberung seiner Liebe und aus einem Versteck aus der Mauer reicht sie ihm ein Fläschchen, „einen unwiderstehlichen Zaubertrank, welcher die Widerspenstigen besiegt“.

Als sie aber Zahlung fordert, da wird der Kriegermann wütend und zieht sein Schwert. Vor dem gewalttätigen Menschen flieht die alte Margot kreischend aus der Hütte, auch der Rabe folgt seiner Her-

rin. Da greift Oderich mit gieriger Hand in das geheime Versteck, in dem er den erhofften Geldschatz der Alten zu finden glaubt. Aber nur den schwarzen Kater und die Zaubertränke bringt er hervor und enttäuscht zieht er von dannen!

Stundenlang ist Margot geflohen, bis sie erschöpft am Wartturm von Belvoir hinsinkt. Das aufgeregte Krächzen des Raben hat den Torwärter herbeigelockt, welcher die alte Frau erkannt und gestärkt hat. Als sich Margot etwas erholt und der Rabe seinen Platz auf ihrer Schulter wieder eingenommen hat, ruft sie:

— Schnell, führe mich zum Junker Gontran, unjerm edlen Herrn, es ist dringend.

— Was wünschst du, alte Margot? fragt erstaunt der Edelmann, als sie vor ihm erscheint.

— Ich möchte Euch sprechen, aber ohne Zeugen.

Als Gontran den Wächter fortgeschickt, da erzählt sie ohne Umschweife, auf welche verabscheuungswürdige Weise Oderich Othilia gegenüber gehandelt hat.

Als Gontran den Bericht vernimmt, zittert er vor Entrüstung, mit schwankender Stimme spricht er:

— Ich danke dir Margot für deine Treue; nun aber mußt du dein Werk zu Ende führen; sei verschwiegen und vorsichtig, halte deine Augen und deine Ohren offen. Ich habe meine Gründe, nicht nach dem Priorat hinunter zu gehen, doch muß ich unbedingt Fräulein Othilia du Bux sprechen. Ich weiß, daß sie in den Angelegenheiten des Freiguts öfters nach dem Forstgericht von Guillon geht. Gib mir dann ein Zeichen.

Und Margot einen gefüllten Geldbeutel in die Hand drückend, fügte er hinzu:

— Fürchte dich nicht vor Oderich, ich werde ihn schon unschädlich machen.

Drei Tage später schreitet Margot wieder über die Torbrücke von Belvoir und benachrichtigt den Junker, daß Fräulein Othilia, von Halduin begleitet, sich am

nächsten Tag in aller Frühe nach dem Forstgericht von Guillon begeben würde.

— Ich habe das Fräulein erblickt, aber ich erschrak vor dem schmerzlichen Ausdruck ihres schönen Gesichts, sie ist nur noch ein Schatten.

Gontran erlebte:

— Sei uns immer ergeben, Othilia und mir, meine gute Margot, sagte er und wieder drückte er ihr ein Geldstück in die Hand.

IV. — Wunder und Apotheose.

An diesem Sonntagmorgen leuchtete die Sonne mit aller Pracht am wolkenlosen Himmel. Othilia beachtete sie nicht; ebensowenig wie die üppige Natur, die ihren schönsten Schmuck angelegt hat. Othilia schreitet so müde, ach so müde, in den herrlichen Morgen hinein. In der Nähe des Coichie-Brunnens kann sie nicht mehr weiter, ihre Füße versagen ihr den Dienst, sie läßt sich auf einen Stein nieder.

— Geht voraus, sagt sie zu ihren zwei Begleitern, dem Bogenschützen Welf vom Priorat und dem treuen Halduin, geht bis zum Forstgericht und gebt dem Wächter diesen Brief; in einer kurzen halben Stunde könnt ihr dort sein und mir die Antwort zurückbringen.

Und als die beiden bitten, daß wenigstens einer von ihnen zu ihrem Schutz bleiben solle, weigert sich Othilia und sagt entschlossen:

— Gehorcht meinem Befehl.

In der ganzen Gegend gibt es zahlreiche Brunnen und Abgründe, die mit inneren Höhlen verbunden sind, in denen in Kriegszeiten die Bevölkerung Schutz suchte.

Mehrere dieser Höhlen waren früher Sümpfe.

Allein geblieben, sitzt Othilia traurig sinnend. Plötzlich hebt sie den Kopf, ist es eine Vorahnung? Was sie sieht, läßt ihr Herz höher schlagen. Am Waldabhang, in kurzer Entfernung halten zwei Reiter! Gontran ist dort! Überrascht erhebt sie sich; was soll sie tun?

NUR



Persil

reingt Ihre Wäsche
 schonend und bleicht
 sie durch seinen
 aktiven Sauerstoff

"PERSIL" - 27, Rue du Vigan - Marseille

SEIFE "LA GIRAFE"

Eine kluge Frau sorgt vor
 allem für den richtigen =
 Unterhalt ihrer Wasche =
 und ihres Heimes =

Wenn Sie die Seife
 "LAGIRAFE" verwenden, schül-
 zen Sie Ihre Wasche gegen
 vorzeitige Abnutzung, was
 für Sie eine grosse =
 Geldersparnis bedeutet =

"LAGIRAFE" ist eine Spezial-
 seife von ganz hervorra-
 gender Qualität, die in
 jedem guten Haushalt =
 mit Vorliebe verwendet wird

Verlangen Sie sie
 bei Ihrem Händler.



Ihr ganzes Wesen drängt sie zu dem Geliebten, und doch muß sie ihn fliehen und kurz entschlossen, eilt sie in die Höhle. Aber Gontran hat sie gesehen. Er springt aus dem Sattel, wirft dem Pagen die Zügel zu und setzt der Flüchtigen nach. Schon ist er am Rand des Trichters, als plötzlich eine mächtige Welle, wie ein Geyser aufsteigt und niederstürzend den Abgrund mit Wasser füllt. Entsetzt ergreift Gontran; doch rasch legt er Barret, Schwert und Hifthorn ab, bekreuzigte sich und stürzt in die Flut. Wenige Sekunden später erscheint Gontran wieder an der Oberfläche, in seinen Armen hält er das ohnmächtige Mädchen. Mit Hilfe der herbeigeeilten Pagen und der alten Margot, die seit dem frühen Morgen ungesehen in der Nähe weilte, läßt er die leblose Gestalt ins Gras nieder.

Othilia ist leichenblaß, aber ihre großen Augen blicken voller Liebe auf Gontran und leise sagt sie:

— Ach, geliebter Herr, ich wollte Euch fliehen, und Ihr habt Euer Leben eingesetzt, um mich zu retten! Verzeiht meine Torheit, es geschah ja nur aus Verzweiflung, weil ich glaubte auf Euch verzichten zu müssen.

— Geliebte, ich war ja nur das Werkzeug der göttlichen Vorsehung und seht, dort oben, jene, die Ihr angerufen habt, als Ihr die Höhle betratet, eure hl. Schutzpatronin. —

Umringt von einem Glorianschein, stand die hl. Odilia, das Wunderkind von Palma, schützend mit ausgebreiteten Armen, und alle, auch Galduin und der Bogenschütze, die inzwischen von Guillon zurückgekommen waren, knieten vor der holdseligen Erscheinung nieder, die alsdann verschwand. Gontran erhob sich, Othilias Befinden forderte sorgsame Pflege. Wiedererstandenes Glück soll langsam und vorsichtig bemessen werden, wie den Ausgehungerten die Nahrung. Er hebt das junge Mädchen auf sein Pferd. Die alte Margot sitzt hinter ihr und zu beiden Seiten schreiten Gontran und Galduin. Dem Schützen befahl er, im Lauf-

schrift nach dem Forstgericht zu eilen und dort die Zimmer heizen zu lassen; den Pagen bat er:

— Reite, lieber Freund, so rasch wie möglich nach dem Priorat und verkünde Frau Mlix die glückliche Wendung und bitte sie, sofort Kleider für ihre Nichte nach dem Forst zu schicken, hierauf laß dich in der Burg Cusance bei der Schloßherrin melden und sage ihr, ich lasse sie ersuchen, mir ihren weißen Zelter anzuvertrauen, damit ich Fräulein Othilia gebühlich nach dem Priorat zurückbringen kann.

Langsam im Schritt, kamen sie im Forstgericht an. Schnell wurde ein Lager für Othilia hergerichtet und die alte Margot pflegte sie mit all ihrer Kunst und Liebe. Bald kam auch Tante Mlix auf ihrer Mauleselin an, gefolgt von einem zweiräderigem Wagen mit Kleidern, den beinahe die Hälfte der Talbewohner begleitete. Gontran ging der Dame entgegen, welche im Uebermaß ihres Gefühls lachend und weinend ansrief:

Gott segne Euch, lieber Herr, für das Glück, das Ihr eurer ergebenen Dienerin bringt.

Dann umarmte und küßte sie ihre Nichte.

Das war ein herrlicher Zug, der den Heimweg nach dem Priorat antrat. Auf dem weißen Zelter sieht Othilia glückstrahlend aus. An ihrer rechten Seite reitet die Schloßherrin von Cusance ihre prächtige Stute. An ihrer Linken hält Gontran sein schnaubendes Schlachtroß im Zügel. Hierauf folgen in langer Reihe die Ritter, Bannerträger, Pagen und Waffenteute. Tante Mlix auf ihrer Eselin und Margot im Wagen, geleitet von Galduin. Vor dem Turm von Puy hält Gontran seiner Dame den Bügel, und sie an der Hand führend, geleitet er sie in das Kapellchen. Die Verlobten knien nieder vor der in ungewöhnlichem Glanz schimmernden Statue der hl Schutzpatronin.

Die Trauung, welche die beiden Liebenden fürs Leben verband, fand auf Wunsch der Abtissin Blandine in der Klosterkirche der Abtei von Palma statt, wobei der

Schleier der Heiligen über dem Tabernakel ausgebreitet wurde. Als nach der hl. Handlung die Neuvermählten aus der Kirche schritten, verkündete Gontran seiner heißgeliebten Gattin, daß der Edle Hugues du Put soeben in Sizilien die goldenen Rittersporen erworben hatte.

Auch die bescheidenen Urheber ihrer glücklichen Ehe wurden nicht vergessen. Balduin sowohl als die alte Margot erhielten ihren Freiheitsbrief. Tante Alix, welche ihren Turm nicht verlassen wollte, obwohl sie die Einsamkeit fürchtete, beließ Balduin in seinem früheren Amt und setzte die alte Margot als Vorsteherin über den Geflügelhof, wo auch ihr Kabe von den Turmwärtern weiter bewundert wurde, während der Bogenschütze Welf zum Reifigen befördert wurde.

Der Verräter Oderich fand einen tragischen Tod. Man fand seinen Leichnam im einsamen Wald von Reverotte neben den verfolgten Überresten eines schwarzen Maters, seines letzten Bratens.

Das Geschlecht der Barone Gontran von Cusance-Bevoir und seiner Gemahlin Othilia du Put bewährte sich Jahrhunderte hindurch. Ihm entsprossen „tugendhafte Damen und tapfere Ritter“!

Jean de Valmes.

Eine Nacht im Schloss von Versailles.

Eine phantastische Erzählung.

(Mit einer Abbildung.)

Die Landschaften der « Ile de France » zählen zu den schönsten der Welt. Auf den Touristen wirken sie besonders stimungsvoll, namentlich wenn dieser, aus der Pariser Umgegend kommend, jenen so reizenden Landstrich im Herzen unserer Heimat betritt, der ehemals von vier Wasserläufen begrenzt war: Seine, Marne, Oise und Ybèbe, woher auch seine Bezeichnung als *I n s e l* hergeleitet ist.

Dies gesegnete Land mit seinen fetten Wiesen hatte als erste Landesherren jene berühmten Kapetinger, die eigentlichen Begründer Frankreichs, das sie, Stück für Stück im Laufe der Jahrhunderte durch Erbschaft, Heirat, auch durch Kauf, selten durch Eroberung, wie ein großes Familiengut, vergrößerten. Es war das Königreich der drei Lilien, das schönste, das je bestand.

Die ersten Kapetinger erweiterten ihre Insel durch Einverleiben von Valois im Norden, von Brie im Osten, von Gurepoix im Süden und Bezin im Westen.

Seine Arme sind nach allen Himmelsrichtungen ausgestreckt, nach seinen natürlichen, Gallien schon von Cäsar bestimmten Grenzen, die Frankreich zur Zeit der Revolution erreichte und die es ohne den tollen Ehrgeiz Napoleons bewahrt hätte. So gelangten sie bis zum Meer, zu den Pyrenäen, den Alpen, dem Rhein schließlich, unter Ludwig XIV., dem « Roi Soleil ».

Mit der Ausdehnung des Königreichs Frankreich und seiner Hauptstadt erweitert und verschönert sich auch die « Ile de France », die zum goldenen Gürtel von Paris wird. Und immer zahlreicher werden die königlichen und fürstlichen Sitze: Fontainebleau, Compiègne, Rambouillet, Chantilly, vom XVII. Jahrhundert ab die Königsresidenz Versailles im Zentrum.

Die « Ile de France » schmückt sich mit Kirchen, Klöstern, Kathedralen, Schlössern, wie das Prunkgewand einer Königin mit Edelsteinen.

Es ist das Land lockerer und fruchtbarer Ebenen, gleichzeitig auch ein richtiges Gesteinmuseum, mit gemäßigttem Klima, dessen Himmel zuweilen mit Wolken bedeckt, aber meist klar ist, hellgrau bei ein tretender Dämmerung, mit eigenartiger, den Maler bezaubernder Beleuchtung und stets kristallklarer Luft.

Die « Ile de France » ist von jeher der Liebling der großen Landschaftsmaler gewesen: Poussin mit seinen feinen, klaffen Nuancierungen, Watteau, der raffiniert-

teste aller Koloristen, Corot, der es so meisterhaft verstand, aufsteigendes Morgenrot, stimmungsvollen Sonnenuntergang wiederzugeben.

Auch ist sie die Heimat der berühmten Klassiker: Molière und Boileau, deren Stil so klar und so fesselnd ist.

Auf diesem gesegneten Boden entstand Versailles mit dem Schloß Ludwigs XIV., Versailles die bevorzugteste Residenz des großen Königs; sein Park symbolisiert die französische Einheit, den französischen Geist, deren Haupteigenschaften Einfachheit, Klarheit, Disziplin, Harmonie, Eleganz heißen.

Versailles, der ruhigste, angenehmste Aufenthalt, wo man so recht den wohlthuenden Frieden genießt, nachdem man die nahe Hauptstadt Paris mit ihrem aufregenden, geräuschvollen Treiben verlassen hat. Paris hat sich, seitdem seine Wälle abgetragen wurden, auf das ganze Département der Seine erstreckt, sodaß es jetzt so ausgedehnt wie London und weit mehr bevölkert ist wie Berlin.

Paris, die schönste Stadt der Welt, aber auch die belebteste und wahrscheinlich die verkehrsreichste.

Daher die Vorliebe für Versailles als Wohnort aller derjenigen, die Paris anzieht, dessen buntes Treiben aber erschreckt: dort an den Seineufeln alle Belustigungen, aber auch der Tumult der Großstadt. Hier Ruhe und Stille, inmitten grünender Wälder, die Versailles mit Smaragd umgeben. Hier die von allen Künstlern, Literaten und Intellektuellen, auch allen Rentnern und Pensionierten, die ihren Lebensabend in der Nähe der Hauptstadt verbringen wollen, so sehr geschätzte, friedvolle Schönheit.

Das Schloß ist ihr Gemeingut; es ist nunmehr, mit seinen 4000 Gemälden, die uns seinen Ruhmesglanz durch fünfzehn Jahrhunderte hindurch, von Chlodwig bis zu unseren Tagen vor Augen führen, das Museum der Geschichte Frankreichs. Unter diesen von Lebrun, dem Maler Ludwigs XIV., verzierten Decken können sie über die Vergangenheit, Gewähr für

die Zukunft, nachsinnen und, wenn der Zeitpunkt gekommen ist, friedlich, voller Zuversicht in die Zukunft entschlafen. Der herrliche Park steht ihnen offen. Mit Behagen können sie dort das Leben genießen, in den von Le Notre angelegten Alleen, der es verstanden hat, selbst die Natur dem französischen Genius anzupassen.

**

All diese Tatsachen hatten meinen alten Freund, Professor Blaize, nach Versailles gelockt. Jahrelang hatte er in Paris Geschichte doziert und sich dann in die Königstadt zurückgezogen. Da er nicht untätig bleiben konnte, hatte er sich dem eingehenden Studium des Schlosses und dessen früheren Bewohner ergeben. Und niemand hat je, so wie er, alle Winkel ausgestöbert, feiner kannte das Schloß besser.

Wenn ich in seiner Begleitung das Schloß, dessen Park oder auch das Trianon besuchte, die prunkhaften Wohnungen, die dem menschlichen Ermessen näher standen als jene, in der der Roi Soleil den Kultus des Thrones geschaffen, erlebte ich tatsächlich die Auferstehung entschwundener Zeiten. Blaize verstand es, die Schatten der Könige, der Königinnen, ihrer Höflinge heraufzubeschwören. Die hohen Herrschaften mit ihren Perrücken und roten Abfäzen, die reizenden Damen mit ihrem gepuderten Haar, kurzum die ganze Gesellschaft vor 1789, die im XVII. Jahrhundert zuerst geziert, dann kurz vor der großen Revolution raffiniert und die höflichste und eleganteste geworden war, die es je gegeben hat, sogar im Vergleich mit dem Zeitalter des Perikles in Athen oder Augustus in Rom. Damals war eben Versailles die Parole der ganzen Welt. Sogar Friedrich der Große ahmte die Gebäude und Moden nach, und Ton und Trachten wurden nachgeäfft. Sämtliche kleinen deutschen Fürsten ließen, nach dem ihnen möglichen Maßstab, das Versailler Schloß kopieren.

Professor Blaize hatte sich so sehr daran gewöhnt, diese Vergangenheit wachzurufen, daß sie ihn schließlich verfolgte,

tagsüber dachte er ständig darüber nach, nachts träumte er davon. Diesem Umstand ist sicher auch das fabelhafte Abenteuer zuzuschreiben, dessen Held er wurde. Er erzählte es mir kurz vor seinem Tode, und ich mußte ihm dabei schwören, daß, solange er lebe, ich kein Wort davon verlauten ließe. Er sprach: „Die Wahrheit ist manchmal unwahrscheinlich!“ — Doch, bevor ich ihm das Wort erteile — denn, was ich hier niederschreibe, ist nur der stenographische Bericht seiner Geschichte, — will ich den Skeptikern in Erinnerung bringen, daß es von jeher übernatürliche, auf unleugbare Weise konstatierte Ereignisse gegeben hat.

Halluzination des Gesichts, des Gehörs, werden die Psychiater sagen, die das Übernatürliche leugnen: eine Erklärung aber bringen ihre Ausführungen keineswegs; sie können nur ihre Machtlosigkeit vor dem Unerklärlichen vertuschen, denn auch die Wissenschaft hat ihre Grenzen.

Zahlreiche Beispiele könnte man anführen; ich werde mich mit einem einzigen begnügen.

Während des Weltkrieges, im Jahre 1915, war der Notar von S.... am Rhein, im Unter-Elfaß, als Hauptmann der Landwehr an die Front in Frankreich mobilisiert; Herr B., sein erster Gehilfe, vertrat ihn und wohnte im Notariat.

In einer Winternacht erwachte er plötzlich; ihm war, als höre er die Stimme des Notars, die ihm zurief: „B...! Ich bin's, machen Sie auf!“

In aller Eile schlüpfte er in seine Kleider, weckte die Frau Notar, die beglückt war ob des unerwarteten Besuchs ihres Gatten, und eilte zur Haustür.

Draußen aber war niemand! Nur eine dicke Schneedecke lag auf dem einsamen Dorfplatz, auf die der Mond sein fahles Licht warf. B.... glaubte geträumt zu haben und entschuldigte sich bei der Frau Notar.

Diese erfuhr aber einige Tage darauf, daß ihr Mann in K.... gefallen war und

zwar in jener Nacht, in der seine Stimme vernommen wurde.

Erteilen wir nun Professor Blaize das Wort, um sein fabelhaftes Abenteuer zu hören, das Hoffmanns oder Edgar Poe's Erzählungen entnommen sein könnte.

**

Im Laufe des Nachmittags vom 20. Januar 19... besichtigte ich — vielleicht zum hundertsten Male — die großen Räume des Schlosses, die im ersten Stock den berühmten Spiegelsaal umgeben, welcher, vor der Revolution, den großen Empfangsalon der Monarchie bildete und den Kriegssalon — den des Königs — mit dem der Königin, dem Friedenssalon, verband.

Ich befand mich noch im Saal, als geschlossen wurde. Der Nachmittag war trübseelig gewesen: der Himmel war bedeckt, es war kalt, häufige Regengüsse hatten mit starken Windstößen abgewechselt, den seltenen Spaziergängern den Regen ins Gesicht gesiegt und sie aus dem Park verjagt.

Einsam war ich unter den düsteren Decken der Gemächer gewandelt, ohne daß die Wächter mich nur beachtet hatten. Diese Stille war mir lieb! So konnte ich in aller Ruhe meinen Gedanken nachgehen, die sonst von den mehr oder weniger geistreichen Bemerkungen der Führer unterbrochen wurden.

Ich hatte mir die drei wesentlichsten Perioden der Geschichte des Schlosses ins Gedächtnis zurückgerufen, das heißt seine drei Hauptfiguren: Ludwig XIV., den Erbauer und seine drei genialen Mitarbeiter — den Architekten Mansart, den Maler Lebrun und den Landschaftsgärtner Le Notre; sodann seinen Urenkel und Nachfolger, Ludwig XV. und endlich Ludwig XVI., vielmehr Marie-Antoinette, deren Einfluß auf die so dramatisch beendete Herrschaft nicht immer glücklich gewesen war.

Jeder dieser Regierungsperioden entspricht ein charakteristischer Stil.

Der jetzt etwas aus der Mode gekommene, strenge, wie „der große König“ imponante Stil Ludwig XIV.; ganz im Gegensatz zu diesem, der zierliche Ludwig XV.-Stil, heiter, wie der Regierungsantritt des „Vielgeliebten“; schließlich der Ludwig XVI.-Stil, der heutzutage wieder sehr beliebt ist, ein diskreter, einfacher, eleganter Stil, der zum Teil den damals entdeckten Altertümern von Herkulanum und Pompeji entnommen und später, unter dem strengen Einfluß des großen Malers David und seiner Schule in den Empire-Stil überging.

Ich dachte eben über diese so verschiedenartigen Epochen nach, als es 4 Uhr schlug; gleichzeitig hörte ich den bekannten Ruf der Wächter: „Es wird geschlossen!“ und schon fielen die Türen zu. Ich war eingeschlossen! In den weitläufigen Gemächern hatte keiner meine kleine Gestalt bemerkt.

In der Hoffnung, von draußen gesehen zu werden, stellte ich mich in der Spiegelgalerie an eines der Fenster auf der Parkseite. All mein Winken war vergebens, obwohl sich inzwischen das Wetter erhellt hatte.

Die Sonne ging hinter dem großen Kanal unter. Die große, rote Kugel verschwand langsam am purpurnen Horizont und durch die Fenster des Palastes, dessen Hauptfassade gegen Sonnenuntergang liegt, ergoß sich die Blut, einem Flammenmeer gleich, über die unzähligen Spiegel an den Wänden.

Es war geradezu zauberhaft, und in diesem Augenblick bedauerte ich keineswegs, vergessen worden zu sein. Ich erinnerte mich an einen Satz aus „Aschenbrödel“, dem bekannten Märchen von Charles Perrault, einem Zeitgenossen Ludwigs XIV., und der entschieden dem Schloß, wo ich mich befand, entnommen ist.

„Der Prinz und Aschenbrödel begaben sich in den Spiegelaal, wo sie speisten, bedient von den Offizieren der Prinzessin. Die Geigen spielten alte, wunderbare Weisen.“

Es war mir, als hörte ich jene Geigen von Lully, die einstmal die Besucher dieses Schlosses so entzückt hatten.

Ohne allzugroße Besorgnis, gab ich mich meiner Träumerei hin, als sich plötzlich die Galerie verfinsterte. Eine große schwarze Wolke hatte soeben die untergehende Sonne verdeckt und dichter Nebel lag über dem Kanal.

Dieser Umstand erinnerte mich an das Unangenehme meiner Lage: ich war gefangen im Palast der großen Könige und mußte es, bei diesem kalten, regnerischen, bedeckten und unheimlichen Wetter bis zum folgenden Morgen bleiben, wenn ich nicht das Glück hatte, von einer Runde bemerkt zu werden, die jede Nacht, aber zu ungewissen Stunden und nach veränderlichem Plan im großen Palast umherpatrouilliert: eine gewiß wenig erfreuliche Perspektive! Glücklicherweise war ich sehr warm angezogen. Ich wappnete mich mit einer guten Dosis Optimismus, beschloß, gute Miene zu bösem Spiel zu machen, und gab meinen Posten am Fenster auf, denn ich sah ein, daß es zwecklos war, noch länger dort zu verweilen. Dann warf ich einen Rundblick auf mein gelegentliches Schlafgemach.

Die Abwesenheit jeglichen Mobiliars ließ seine gewaltigen Dimensionen nur noch größer erscheinen: ich überlegte, daß die 72 Meter Länge, die 13 Meter Höhe und 10 Meter Breite meines Schlafzimmers auf alle Fälle ein zweifellos genügendes Quantum Luft fasse. Um mich zu beschäftigen, schritt ich an den marmornen oder kristallinen Wänden entlang, bis mich die allmählig vollständig eingetretene Dunkelheit zwang, meine Promenade einzustellen. Die Statuen in den Nischen — Pallas Athenae, Venus, Merkur, — sahen wie Gespenster aus; die Galerie glich einer Totenstätte: es war unheimlich!

Inzwischen schlug es fünf auf der Schloßuhr. Tastend gelangte ich in den Salon der Königin, der mit demjenigen des Königs die «Galerie des Glaces» verlängert. Melancholisch setzte ich mich auf

einen mit Beauvais-Stickerei überzogenen Schemel, der seinerzeit nur von den Hofdamen, Prinzessinnen oder Herzoginnen benutzt werden durfte: solche Ehre war mir nur ein verhältnismäßiger Trost. Einen weit größeren empfand ich, als ich, trotz des „Rauchverbots“, mir die Freiheit nahm, meine Pfeife anzustecken, denn ohne sie wäre ich vor Langweile gestorben: ich folgte dem Beispiel Jean Bart's.

Als der berühmte Seefahrer bei Ludwig XIV. zum Empfang angemeldet worden war und auf seine Audienz wartete, hatte er, zum größten Entsetzen der Höflinge, seine Pfeife angezündet:

— Es ist eine Gewohnheit, die ich im Dienst Seiner Majestät angenommen habe, erklärte er, sie wird mir schon verziehen werden....

In der Tat billigte der in Bezug auf die Etiquette sonst so strenge « Roi Soleil » das Gebahren des von den Engländern so gefürchteten Seemannes.

In diesen weiten, einsamen Räumen war übrigens niemand, der mich zur Ordnung angehalten hätte; aber ach! gegen 8 Uhr war mein Rauchprobiant verqualmt.

Die Zeit verging nun äußerst langsam und verdrießlich. Und da mir einerseits, mangels Tabak, die Pfeife überflüssig war und ich, andererseits, in Folge der Dunkelheit nicht mehr hin und her gehen konnte, so befahl mich bald der Schlaf.

Wie unbequem erschien mir da der zu Lebzeiten des großen Königs so beneidete Tapisserieschemel, den zu benutzen nur wenigen Günstlingen vergönnt war, die das seltene Privilegium hatten, sich in Gegenwart seiner Majestät setzen zu dürfen. Die Ehre, mich darauf niederzulassen, schien mir, Plebejer, geradezu albern. Viel lieber hätte ich mich ausgestreckt. Da erinnerte ich mich noch, daß in der Ecke des Salons der Königin ein gevollstes Bänkchen stand, das die Wächter manchmal zu benutzen pflegten.

Als ich es gefunden, schleppte ich es an den mit Teppichen behangenen Wänden entlang und stellte es quer über den Aus-

gang der auf die « Galerie des Glaces » führt, sodaß die Wächter bei ihrem üblichen nächtlichen Runden durch die Gemächer mich auffinden mußten. Bei diesem Gedanken beruhigt, streckte ich mich aus und schlief auch bald ein.

Die durch die vielen Fensterritzen dringende, stechende Kälte weckte mich und es fiel mir sogleich ein, daß es von jeher in diesem ebenso prächtigen wie unbehaglichen Palaste so gewesen war. Saint Simon erzählt in seinen « Mémoires », daß im berühmten Winter des Jahres 1709, in welchem so viele Leute vor Kälte starben, der Wein auf dem Tisch des Königs gefror. Die mächtigen aber seltenen Kamine, in denen man ganze Baumstämme verbrennen konnte, vermochten, ebensowenig wie die „Braferos“, die eisigen Gemächer auch nur dürftig zu erwärmen. In diesem furchtbaren Winter ließen sich die Hofdamen, in warme Pelze gehüllt, in kleinen, sorglich gefütterten, aus Weiden geflochtenen Kabinen, die auf einer Seite geöffnet und mit Henseln versehen waren, im Schloß herumtragen.

Aber all diese Erinnerungen vermochten mich nicht zu erwärmen. Trotz meines dicken Mantels und einer warmen Pelzcape war ich starr vor Kälte. Draußen hatte der Regen aufgehört; heftiger Wind pfliff durch die kahlen Bäume, in denen die Eulen unheimlich kreischten. Inzwischen schlug es Mitternacht, und ich mußte daran denken, daß der kommende 21. Januar der Gedenktag der Hinrichtung des unglückseligen Ludwig XVI. war, des letzten Bewohners dieses Schlosses, aus dem die Revolution ihn und die Seinigen in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober 1789 verjagt hatte. An der Tür des Gemaches der Königin war ein Soldat der Leibwache durch die Eindringlinge erschlagen worden, nachdem er die Königin noch rechtzeitig von der drohenden Gefahr gewarnt hatte. Die arme Marie-Antoinette konnte durch einen geheimen Gang die Gemächer des Königs erreichen, bevor der Zutritt zu ihren Zimmern erzwungen ward.

Nur der Ergebenheit dieses treuen Dieners, der sein Leben opferte, um die Angreifer einige Augenblicke aufzuhalten, verdankte in dieser Nacht „die Österreicherin“, wie der Pariser Pöbel, die so verleumdete Tochter Maria-Theresias zu nennen pflegte, das Leben.

Ich bin nicht abergläubisch, aber der Gedanke an diese tragischen Erinnerungen ließ mich erschauern; ich schalt mich Kleinmütig, als in der grausigen Stille des großen Raumes eine Standuhr ebenfalls 12 schlug; das war doch sonderbar, denn ich wußte, daß seit mehr als einem Jahrhundert keine einzige Uhr der königlichen Gemächer aufgezogen worden war.

Trotz der Deutlichkeit der Glockenschläge, wähnte ich nicht recht gehört zu haben, als nach dem kaum verflungenen zwölften Glockenschlag eine zweite Standuhr zu schlagen anfing, dann eine andere in einem weiter entfernten Zimmer und noch eine mit tieferem, gedämpfem Schlag. Alle diese Glockenschläge kamen aus den Gemächern der Königin.

Aufs höchste verwundert, versuchte ich, mich zu erheben: unmöglich! Unter dem Einfluß der Kälte... vielleicht aber auch unter dem Einfluß irgend einer anderen Empfindung... denn kalter Schweiß perlte auf meiner Stirn, waren alle meine Glieder erstarrt, daß ich außerstande war, auch nur einen Finger zu rühren. Und nun begannen auch in den Gemächern des Königs, von denen ich durch die « Galerie des Glaces » getrennt war, eine ganze Anzahl Uhren zu schlagen.

Wie auf einen Schlag kündigten sie alle zusammen die Mitternachtsstunde an, was ein unglaubliches Glockenspiel bewirkte. Einige mit hellem, wiederhallenden Glockenschlag waren die Zeitgenossen der letzten Monarchie; andere mit diskreterem Ton, stammten aus der Zeit Ludwigs XV., andere noch mit tieferem, dumpfem Schlag waren, allem Anschein nach, aus dem großen Jahrhundert.

Als dieses sonderbare Geläute verhallt

war, trat eine feierliche Stille ein; im Park hatte sich der Wind gelegt.

Die Nachtvögel waren in ihre Nester zurückgeflogen und ihr Kreischen war verstummt. Mich froh an allen Gliedern und wie durch eine unsichtbare Kraft war ich auf mein Bänkchen gebannt; mir klopfte das Herz zum Zerspringen.

Da schien es mir, als ob leichte Schatten, verschwommene Menschengestalten, geisterhaften Erscheinungen gleich, durch die große Galerie schwebten. Allmählich wurden ihre Umrisse genauer; ich sah sie auf dem Parkettboden hingleiten; immer dichter wurde ihre Schar: aus allen Gemächern schienen sie herauszukommen. Auch ihre flüsternden Stimmen wurden jetzt vernehmlicher: es waren Stimmen aus einer anderen Welt; mit leisen, gebrochenen Lauten flüsterten sie altmodische Worte, Höflichkeitsformeln aus der guten alten Zeit, vor der Revolution.

— Sie ließen nach mir fragen, Ew. Gnaden? Ihr ergebener Diener, Herr Feldmarschall! Ich lege meine Ehrerbietung zu Ihren Füßen, Allergnädigste Hoheit...

Wie durch ein Wunder war jetzt, am anderen Ende der Galerie, mehr als hundert Meter von mir entfernt, auch der Salon des Königs beleuchtet.

Die Kerzen des großen Kristalleuchters warfen schein, bleiche Lichtscheine, wie die einer Totenampel. Ich wußte genau, daß kein einziger Leuchtkörper in der Galerie anabracht war und dennoch sah ich genau die Leuchter an den von Lebrun gemalten Decken hängen. Schwere, silberne Lampenständer mit mächtigen Wachsfackeln entzündeten sich.

Das von allen Seiten von den Spiegeln wiedergegebene Licht gab dennoch nur einen blassen Schein, wie von dichtem Nebel umgeben, der allmählich verschwand.

Die mächtige Galerie schien mir mit zahlreichen, prunkvollen Möbeln ausgestattet, bei denen an kostbaren Metallen nicht gespart worden war; eine Menge geschmückter, mit Gold, Silber, Elfenbein

eingeleger Prachtstücke, die schönsten Gobelins, die die königliche Manufaktur im letzten Viertel des XVII. Jahrhunderts hervorgebracht hatte, die lange Zeit ausschließlich für den Hof bestimmt waren und die Ludwig XIV. infolge des unglücklichen Erbfolgestreites gezwungen war, in die Münze zu schicken. In den auf die Parkseite gehenden Fensterbogen, unter den ihnen gegenüberliegenden Bogen der falschen Fenster, glichen die mit goldenen Früchten beladenen Orangenbäume in ihren massiven silbernen Kübeln einer feenhaften Erscheinung der Paläste aus 1001 Nacht.

Dicke, wunderbare Beauvais-Teppiche bedeckten den Fußboden; in dem mächtigen Saal bewegte sich eine elegante, nach der Mode des großen Jahrhunderts gekleidete Gesellschaft. Der ganze Hofstaat des am Glanzpunkt seiner Macht angelangten « Roi Soleil », zur Zeit der feierlichen Einweihung des Schlosses im Jahr 1682 und der offiziellen Niederlassung des Königtums in Versailles, schien sich daselbst eingefunden zu haben.

Die Männer trugen breite, bis auf die Schultern fallende Perrücken, runde Kragen mit breiten Spitzentravatten, gestickte, mit einer Menge Achselbänder und bunten Seidenbändern verzierte Leibbröcke, glockenförmige Weste, faltige Beinkleider bis unter die Knie, farbige Strümpfe, die straff über die selbstredend ausgestopften Waden gezogen waren; die niedrigen Schuhe mit roten Absätzen waren mit großen schmetterlingförmigen Schnallen geschlossen.

Die Damen trugen weite, großgeblühte Röcke mit spitz zulaufender Taille, der Saum streifte den Boden und bedeckte die Füße. Das « à la Sévigné » gelockte Haar fiel auf die freien Schultern, über dem tief ausgeschnittenen Leibchen. Lange, weiche Lederhandschuhe reichten bis zu den kurzen, am Ellenbogen durch ein feuerrotes Band geschnürten Puffärmeln.

Alle die adeligen, leichenblaffen Persönlichkeiten kamen und gingen, machten sich große Komplimente: die Herren ver-

beugten sich so tief, daß ihre Hutfedern den Boden streiften und die, selbstredend schon längst verstorbenen Damen, nahmen ihre Huldigungen mit eisigem, überirdischem Lächeln entgegen.

Sellebardiers und Schweizergardisten in Renaissance-Uniform, letztere auf einer Seite blau, auf der anderen scharlachrot, bewegten sich in dieser magischen Menge der Höflinge. Statuen gleich standen die Leibtrabanten mit dem an der Taille festliegenden Waffenrock; auf ihrem Brustharnisch stand die stolze Devise des Königs: « nec pluribus impar ».

Plötzlich teilte sich die Menge zu beiden Seiten der Galerie, in der Mitte einen breiten Platz freilassend; ehrerbietig und gespannt, wie versteinert, stand sie da; die Gespräche waren verstummt.

Vom Kriegssalon her, der auf die Gemächer seiner Majestät stieß, kam in meiner Richtung zu, der Schatten eines Mannes von vorteilhaftem Äußeren, edlen Gesichtszügen, mit blonder, sorgfältig gelockter Perrücke, die ihm auf die Schultern fiel; sein Teint war wachsgeb. Er schritt — ein Schattenkönig — mit götterähnlicher Majestät einher und seine Rechte schien auf einem hohen, mit goldenem Knopf verzierten Stoc zu ruhen; er kam, umgeben von einem dichtgedrängten Gefolge: Prälaten in purpurfarbenem oder violetter Gewand, hohe Herren, die das blaue Ordensband um den Hals trugen, vornehme Damen, mit langen, von kleinen Pagen getragenen Schleiern.

Auf dem Wege des « Roi Soleil », dessen Glanz schon seit zwei Jahrhunderten erloschen, beugten sich die Rücken, der Atem schien zu stocken, tiefes Schweigen herrschte, wie in einer Kathedrale während der Wandlung.

Inmitten seiner gespensterhaften Höflinge kam der Schatten Ludwigs XIV. mir immer näher. Der Gedanke, daß diese Geistergesellschaft mich in wenigen Augenblicken erreichen und ihre Unwesentlichkeit mich durchdringen würde, ließ mich erschauern.



Ludwig XIV., der Erbauer und seine drei genialen Mitarbeiter — der Architekt Mansart, der Maler Lebrun und der Landschaftsgärtner Le Nôtre.

Ich verwünschte den blöden Einfall, meine Schlafstätte gerade an diesem Durchgang aufgestellt zu haben; ich war einer Ohnmacht nahe, als, kaum zwanzig Schritte vor meinem Bänkchen, die Erscheinung plötzlich wie leichter, vom Wind verwehter Rebel, verschwand.

Zugleich wurde der Saal stockfinster; wie lange dieser Zustand dauerte, vermochte ich in meiner Verwirrung nicht festzustellen.

Da erhellte sich das Zimmer abermals. Der Hintergrund des Bildes, die « Galerie des Glaces » blieb derselbe; das Mobilier und die Personen waren verschieden.

Ich war um 60 Jahre vorversetzt: ins Jahr 1750. Möbel und Kleider hatten sich verändert. Sie waren enger, anliegender, einfacher und diese Umwandlung deutete auf neue Zeiten.

Die große Perrücke, welche würdevollen Gang und Gebärden, feierliche Bewegungen gebot, war durch eine viel kleinere mit aufgeschürztem Zopf ersetzt. Die vornehmen Herren und Damen hatten ihre Anzüge wesentlich vereinfacht.

Die einen in Samtkleidern mit gestrieter, über die fast bis auf die Schenkel reichender Weste, weit offenstehendem Leibrock, die Hosen an den Knien festgeschürzt; die anderen mit tief ausgeschnittener Taille, die die Brust entblößte, und mit langen Röcken, die ihre Füße verdeckten.

Ich gewöhnte mich allmählich an die Gegenwart der Geister; ich betrachtete sie mit weniger Angstgefühl und größerem Interesse.

Man merkte den Männern die Galanterie — eine schauerliche Galanterie — an. Die Frauen mit ihrem klein frisierten Haar, die Taille ins Korsett gepreßt, ihren mächtigen Reifröcken, gleichen Blumen, aber Blumen von der Totenstatt, in ihren Töpfen verwelkten, auf dem Friedhof vergessenen Blumen.

Da ertönte der bereits vernommene Ruf: Der König! und unbeweglich stand die ganze Gesellschaft, in welcher die Mus-

fetiere, in ihren scharlachroten Uniformen mit blauem Bruststück sich wie Kornblumen und Klatschrosen auf einer Wiese ausnahmen. Der König! Der erlauchte Schatten, das blaue Ordensband und darüber den Stern des Hl. Geistes — ein achtspeitziges Kreuz mit einer silbernen Taube — über der Brust, erweckte den Eindruck von tiefem Skeptizismus und unsäglicher Langweile. Ich erkannte Ludwig XV., so wie ihn Vanloo gemalt hat. Vor ihm beugten sich die Rücken, jedoch mit einer gewissen Nachlässigkeit, Anzeichen der Abnahme des königlichen Ansehens: die Gottheit war eben nur noch ein Mensch!

Und abermals verschwand diese Erscheinung aus einer anderen Welt und vollständige Finsternis erfüllte wieder die « Galerie des Glaces », während hinter mir sich der Salon der Königin erhellte.

Ich hörte das Geflüster von Gesprächen, das Rauschen seidener Stoffe, das Klirren von Geldstücken, dazwischen die kreischende Stimme eines Groupiers: diese aus einer andern Welt kommende Stimme ging mir durch Mark und Bein, und nur mit Aufwendung aller meiner Kräfte gelang es mir, mich umzuwenden.

Der Salon der Königin, ein Raum von harmonischer Dimension, den, wie mir bekannt, antike Büsten, und, auf dem Ramin, eine marmorene Kleopatra von Coyzevox schmückten, war von einer eleganten Menschenmenge dicht besetzt und von zahlreichen Kerzen erhellt. Die Tracht stammte aus dem Jahr 1789: die Kleidung der Männer war dunkler und einfacher geworden, während die Röcke der Damen an Umfang zugenommen hatten.

Ein großer, mit grünem Tuch überzogener Tisch füllte den Raum zur Hälfte. Ringsum saßen die gespensterähnlichen Spieler beiderlei Geschlechts und wühlten im Gold, das die Groupiers, nach jedem und mit unheimlicher Stimme angekündigten Zug, mit ihrem Rechen behend von einer Hand in die andere schoben.

Der gebieterische Schatten einer noch jungen, sehr schönen, majestätischen, mit einem Federbusch geschmückten Dame, mit der typischen, herunterhängenden Lippe der Habsburger, präsiidierte das Spiel mit königlicher Gleichgültigkeit. Man merkte, daß sie zu ihren Lebzeiten gut, aber leichtsinnig und kokett gewesen war. Hinter ihr stand der Schatten eines großen dicken Mannes, der ausah wie ein Landjunfer, mit großen schwieligen Händen und sich aufs höchste zu langweilen schien: weder die Spieler, noch die Menge der Gegenspieler, die hinter ihnen standen — Geister von Edelleuten und auch von Bürgerlichen — schienen ihn zu beachten.

Und dennoch erkannte ich leicht in dem kräftigen und schläfrigen Manne den Schatten Ludwigs XVI., Königs von Frankreich und von Navarra, der von seiner Schmiede, wo er sich mit der Herstellung von Schlosserarbeiten befaßte, heruntergekommen war, um einen Augenblick der Partie bei Marie-Antoinette beizuwohnen.

Die Gleichgültigkeit dieser schon gemischten Gesellschaft für den Thron war ein Beweis, daß das königliche Ansehen tief gesunken war. Ganz in meiner Nähe zogen drei spießbürgerlich aussehende Schatten meine Aufmerksamkeit an.

Zuerst ein kleiner, breitschultriger Mann, mit fragenhaften Zügen, großem, breitem Mund und flachblondem Haar; seine graugrünen Augen, seine krampfhaften Bewegungen gaben ihm das Aussehen eines Irren, eines blutgierigen Irren, ungeachtet seines gelehrten Wesens und seines korrekten, tabackfarbenen Rockes.

Zu seiner Linken, das Gespenst eines Arztes, erkenntlich an seinem schwarzen Rock; zu seiner Rechten, eine andere Gestalt, charakteristisch durch ihre regelmäßigen Gesichtszüge, die stumpfe Nase, die schmalen Lippen, die, wie ein Hackmesser schneidende Geste; die schwächliche Silhouette, die nicht ohne Eleganz, einen hellblauen Rock mit grauen Aufschlägen trug, den eine blendendweiße Spitzenkrause

zierte, hatte einen eigentümlichen, strengen, stechenden Blick — halb Katze, halb Tiger — vor dem mir graute.

Ich erkannte in den Gestalten, Marat, den Chirurgen der Stallungen Seiner königlichen Hoheit des Grafen von Artois, Bruder des Königs, der, über die Schulter der Königin gebeugt, mit seiner Schwägerin scherzte. Der gute Doktor Guillotin, der Erfinder einer Maschine, um die Leute — schmerzlos, wie er behauptete! — um einen Kopf kürzer zu machen, und ein anderer Philanthrop, Maximilien Robespierre, Advokat am Parreau von Arras, Autor einer Abhandlung über die Abschaffung der Todesstrafe. Gemeinsame Triebe hatten die drei Gestalten in dem königlichen Salon vereinigt.

Jetzt, da ich mich an den Umgang mit Geistern gewohnt hatte, interessierte mich die Mimik dieser drei Helden, als plötzlich die Kerzen, alle auf einmal, erloschen und die ganze Geisterversammlung verschwand.

In der «Galerie des Glaces» erhob sich dumpfer Lärm, das Gemurmel einer zahlreichen Menschenmenge. Auch schien der Tag schon zu grauen.

Es gelang mir, den Kopf umzudrehen: Welch übermenschliche Kraft hatte mich vom Königspalast auf die Place de la Concorde versezt, so wie sie Anno 1793 ausah, als die Guillotine darauf ständig in Betrieb war und täglich ungefähr hundert Köpfe abhieb?

Umgeben von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr oder blankem Säbel, überragte die unheimliche Maschine das Volk und streckte in den grauen Himmel ihre rotgefärbten Arme, die auf einer Plattform ruhten, zu welcher eine Holzstreppe führte.

Auf diesem Schafott sah ich den König und die Königin von Frankreich: Er in schwarzer Kniehohe und weißer Weste, das Haar kurz geschoren; Sie mit ihren schönen, vom Unglück gebleichten Loden, wie eine Frau aus dem Pöbel, mit einer schlechten Jacke und einem einfachen Unterrock bekleidet, auf dem Kopf eine schlichte Haube, aus welcher einige graue

Strähnen fielen. Die Hände auf dem Rücken gebunden, zitterte die arme Königin an allen Gliedern vor Kälte, nicht vor Angst, denn ebenso wie aus dem Gesichtsausdruck ihres Gatten, sprachen auch aus dem ihrigen nur christliche Ergebung, Ruhe und Verzeihung.

Am Fuße des Blutgerüsts, in einem kleinen, freien Raume, der ihnen reserviert zu sein schien, um das Schauspiel besser genießen zu können, erkannte ich das Trio der falschen Philanthropen: der gute Doktor Guillotin, der sich am Erfolg seiner genialen Erfindung zu weiden schien, die gerade zur rechten Zeit, am Vorabend der Revolution fertiggestellt war; der stets kaltblütige Maximilian Robespierre; der Volksfreund und leidenschaftliche Marat.

Über die in Revolutionsbrücke umgetaufte Concorde-Brücke kamen, in langem Zuge, die ehemaligen Gäste des Salons der Königin, die ich, kurz vor 1789, am Spieltische geschaut hatte.

Die geisterhaften Edelleute führten die Damen an der Hand, den rechten Arm, nach damaliger Mode, leicht gestreckt, den Kopf erhoben: paarweise kamen sie, wie ein Hochzeitszug, elegant, leichtfüßig, skeptisch, die Anhänger der Philosophen, auf welche nun ihre früheren Freunde, die aus Ruder gelangten Jakobiner, die Prinzipien der Philosophie — die Gleichstellung aller Klassen von oben herab, mit dem Abhauen der Köpfe anwandten.

Nachdem das Haupt des Königs und der Königin gefallen war, stiegen auch sie, sicheren Schrittes, paarweise auf das Schafott, die seidenen Strümpfe glatt anliegend in den niederen Schuhen mit silbernen Schnallen und roten Absätzen. Ja! sie starben, wie sie gelebt, die zierlichen Herren, die schönen, gepuderten Damen.

Man köpfte sie paarweise, unter dem Beifallklatschen der Strickerinnen und der « sans-culottes ». Sobald zwei Köpfe gefallen waren, sagte der Scharfrichter, ein mächtiger Kerl mit harten Gesichtszügen und rotem Haar: „Bitte, meine Herr-

schaften, antreten.“ Die Geföpften aber stiegen wieder, Hand in Hand, ihren Kopf unter dem Arm, vom Blutgerüst herunter und verschwanden in der Menge, die sich entsetzt vor ihnen öffnete.

Wie lange dauerte wohl dieser unheimliche Traum? Ich habe mindestens hundert Köpfe fallen sehen... die Tagesration der Guillotine beim Vollbetrieb der Schreckensherrschaft. Und nachdem er das letzte Paar enthauptet, winkte der Scharfrichter auch mir, Professor Blaise, der ich doch absolut nichts mit seinen Kunden zu tun hatte. Und da ich seiner Einladung keine Folge leistete, ließ er mich durch zwei seiner Gehilfen ergreifen....

Mein Gott! da sind sie schon!... sie fassen mich...! Mit einem krampfhaften Ruf gelang es mir, mich frei zu machen.

**

Aber, was soll denn diese blendende Helle bedeuten, diese Flamme, die vor meinen Augen flackert? Wollen mich meine Häscher etwa lebend verbrennen? — Nein! denn ich liege am Boden, am Fuße des Bänkechens, von dem ich heruntergefallen bin, zwischen dem Salon der Königin und der « Galerie des Glaces ».

Zwei Männer, zwei Wächter des Schlosses, stehen vor mir: einer durchleuchtet die Zimmerecken mit seiner Lampe, die mich eben verblendete; der andere nimmt mich ins Verhör.

— Was machen denn Sie da, mein Herr? — Ach so, Sie haben sich im Schloß verspätet und man hat Sie eingesperrt. Ich dachte mir schon längst, daß Ihnen dies einmal passieren würde, denn man ist es gewohnt, Sie hier zu sehen, daß man schließlich gar nicht mehr auf Sie achtet! Ich reiße mir die Augen, recke mich.

— Wieviel Uhr ist es denn?

— Ein Uhr, mein Herr! Es ist ein Uhr morgens.

— Wie, nur eine Stunde hätte ich geschlafen, da ich hörte doch Mitternacht schlagen. Und in dieser kurzen Zeit habe ich über hundert Jahre der Geschichte

Fran
spiel
—
for
Be
Trau
eher
U
mir,

W
und
Ver
eine
Mar
und
im
teau
Nach
die
Roth
heut
Ver
nam
Bür
Flou
D
chen
eine
S
bar,
felle
Star
an i
Mun
die
W
auf
Wbt
Can
stan
I
war

Frankreichs sich vor meinen Augen abspielen sehen! —

— Das, mein Freund, so schloß Professor Blaize, war meine Nacht im Schloß zu Versailles! Du glaubst wohl, es sei ein Traum gewesen? Ich war indessen weit eher geneigt...

Und mein Freund Blaize versicherte mir, er habe durchaus nicht geträumt!

Henri d'Estre.

Minna's Hochzeit.

(Mit einer Abbildung.)

Während des hundertjährigen Krieges und hauptsächlich nach dem unglücklichen Vertrag von Bretigny war die Auvergne eine Zeitlang nur noch eine französische Mark, hingegen die Engländer Limousin und Languedoc beherrschten. Dort tritt im Jahre 1380 Duguesclin, der vor Chateauf-Randon den Heldentod fand. Nach ihm kamen zahlreiche Abenteurer, die sich als Anhänger des Königs von England ausgaben, aber tatsächlich nur Kottenanführer waren, wie es dergleichen heutzutage in China gibt, unter anderen Bernard de Garlan, „der böse Höder“ genannt, und Nymergot Marchez, die viele Burgen überfielen und Montferrand, St. Flour und Murat bedrohten.

Die Grafschaft Murat, an den nördlichen Hängen des Kegels, war eigentlich eine Mark in der auvergnatischen Mark.

Schloß Murat stand auf einem wunderbar, wie Orgelpfeifen gestalteten Basaltfelsen, der den Wanderer heute noch in Staunen setzt. Die Burg ist verschwunden; an ihrer Stelle erhebt sich eine Statue der Mutter Gottes, deren Schutz und Schirm die weltliche Gewalt der Feste ersetzt hat.

Auf der andern Seite des Valagnon, auf einem niederen Vorsprung, lag die Abtei von Bredons, und den Plomb du Cantal aufwärts, in einem Gebirgskessel, stand Schloß Albepierre.

Tristan, der Schloßherr von Albepierre, war trotz seines jugendlichen Alters Wit-

wer geblieben, als seine Gattin bei der Geburt seiner Tochter Minna gestorben war.

An diesem ersten Sonntag des Septembers 138... am Fest Mariä Geburt, erreichte Minna ihr sechzehntes Jahr; sie war ein überaus schönes Mädchen mit dunklem Haar und schneeweiße Haut.

Im Burghof war sie mit ihrem Vater zu Pferd gestiegen, um in der Kirche von Notre-Dame des Oliviers, der schwarzen Mutter Gottes von Murat, dem Gottesdienst beizuwohnen, worauf der Ritter Tristan und seine Tochter bei dem Grafen, ihrem Oberlehnsherrn, dessen zweiter Sohn mit Minna verlobt war, zu Tisch geladen waren.

Das junge Mädchen hatte nach damaligem Brauche eine Halbmaske vorgebunden, die nur das runde Kinn mit den schelmischen Grübchen, den schönen Mund und die braunen Augen freiließ.

Vom Turm der Dorfkirche schlug es die neunte Stunde, als Baron Tristan seinem grauen Berberpferd die Sporen gab und er mit Minna zum Tor hinausprengte. Nur vier Büchsenjäger begleiteten sie, denn von seinen drei, die weiße, die schwarze und die graue Ratte benannten Türmen überwachte Graf Murat den ganzen Talkeßel.

Die Sonne stand schon hoch am dunkelblauen Himmel und vergoldete mit ihren Strahlen die grünen Gefilde und die grauen Dächer.

Nach kurzem Trab mußten die Reiter, einer hinter dem anderen, sich zum Schritt bequemen, denn der steinige, von tiefen Furchen durchzogene Weg fiel steil in das Tal ab, an einem sprudelnden Wasserfall entlang. Haselnuß- und Wachholdersträucher strebten hie und da aus dem harten Boden. In halber Höhe zweigte der Weg kurz ab: einige Bretter überbrückten das schäumende Wasser. Sonst waren die Pferde immer ruhig über den Steg gegangen. An diesem Morgen aber stuhete das Pferd des Ritters und schnaubte, und nur ein kräftiger Sporenhieb konnte es bewegen, den Fuß auf die Brücke zu setzen.

— Was soll das heißen? sagte sein Herr und bekreuzigte sich.

Die schäumende Flut bespritzte die Vorbereitenden und stürzte sich links zischend in einen vierzig Meter tiefen Abgrund. Auf dem andern Ufer fiel der Weg steil ab und dem Blick bot sich das herrliche Magnontal, das im Osten von der Anhöhe des Planeze, im Süden vom Bredonsberg und im Norden von dem wunderbaren Basaltfelsen von Murat eingeschlossen ist.

Als sie in die Ebene kamen, setzten die Reiter ihre Pferde wieder in Trab, durchquerten den Bach, dessen Ufer von Pappelbäumen beschattet war, wo braunrote Kühe weideten. Sonntäglich gekleidete Bauern grüßten die Herrschaften ehrerbietig.

Da sie die Straße von Aurillac krouzten, begegneten ihnen vier Reiter, die sie „im Namen Gottes und der hl. Jungfrau“ grüßten. Derjenige, der an der Spitze ritt, warf einen langen Blick auf das junge Mädchen, das die Augen sittsam senkte; doch als der kleine Zug vorbeigezogen war, hielt er sein Roß hinter einer Baumgruppe zurück und frug einen vorübergehenden Bauern nach dem Namen der Edelkente.

Indessen kamen der Ritter von Albeperre und seine Tochter wohlbehalten in Murat an. In dem Städtchen waren die Mauern mit weißen Tüchern behängt und blumengeschmückte Altäre standen zum Empfang des Bildnisses der schwarzen Mutter Gottes bereit. Weißgekleidete Mädchen, Blumenfränze im Haar, schritten zur Kirche, die eigentlich nur eine Kapelle des Priorats von Bredons war.

Ritter Tristan und seine Tochter wohnten der hl. Messe bei und beteten zur Mutter Gottes, dann begaben sie sich ins Schloß, wo der Graf, die Gräfin und ihre zahlreichen Kinder ihnen einen herzlichen Empfang bereiteten.

Während des Essens, das nach damaliger Sitte aus unzähligen Gängen bestand, wobei Forellen, Fleischspeisen, Hammelsbraten, Auerhähne und eingemachtes Obst,

Wein und Johannisbeerliqueur nicht fehlen durften, plauderten die Gäste munter und besprachen die schweren Zeiten, die Grundzinsen, die Gewalttaten der englischen Scharen, die von Guyenne und vom Limousin über den Cabresgrat kamen und vor kurzem die Feste von Mont-Bentadour durch Verrat erobert hatten. Während sie aßen und tranken, zog plötzlich eine schwarze Wolke am Himmel hinter der Spitze des Plombsberges auf. Bald dehnte sie sich weiter aus und hüllte den ganzen Berg Bramadore und Anteroche in Dunkel ein. Ein Donnerschlag krachte und rollte, vom Echo erwidert, durch das ganze Tal. Die Gäste bekreuzigten sich und Ritter Tristan meinte, daß sein Heimweg weniger angenehm sein würde.

— Wenn es Euch recht ist, biete ich Euch gern ein Obdach für die Nacht im Schloß an, jagte der Graf, in seinem herrischen Ton, ohne allzugroße Verbindlichkeit, was den Ritter veranlaßte, die Einladung nicht anzunehmen.

Die Gewitterwolken umhüllten nun auch den Muratsfelsen. Im Schloß ist es stockfinster, während in Bredons noch Helle herrscht und der Prior die Glocke läuten läßt, um das Gewitter abzulenken. In Murat haben sie nichts zu befürchten, denn es heißt, die hl. Jungfrau beschütze die Stadt vor dem Blitzzschlag.

Nun bricht das Gewitter aus, Blitz und Donner folgen Schlag auf Schlag und der Regen strömt.

Unterdessen haben die Reiter, denen wir auf der Straße begegnet sind, in einer Herberge im Tal Unterkunft gesucht, wo sie bei Wein und kräftigem Imbiß das Ende des Unwetters abwarten wollen. Ihr Anführer ist ein junger Mann von ungefähr 25 Jahren mit hellblitzenden Augen, der schön gewesen wäre, hätte nicht eine große Narbe auf der rechten Wange sein edles Gesicht verunziert. Eine Gruppe von fünf Reisenden, die Kaufleute zu sein schienen, ließen sich an einen Tisch in ihrer Nähe nieder. Sie grüßten sich stumm, doch schien es dem Wirt, der ihre Sprache nur

schlecht verstand, als ob sie gegenseitig keine Unbekannte seien.

Auch hier regnete es in Strömen und die Pferde, die unter einem Schuppen nur schlecht geschützt waren, triefen vor Nässe.

Einer nach dem andern traten die Männer aus dem Hause, aber statt ihren Weg fortzusetzen, ritten sie wieder gegen Murat zu; dann verschwanden sie hinter den Weiden längs des Baches.

Gegen 5 Uhr abends hatten Ritter von Albepierre, seine Tochter Minna und seine Diener den Heimweg eingeschlagen. Der Regen hing noch in glitzernden Tropfen auf allen Grashalmen und Blättern der Pappeln. Die Vögel schmetterten ihre Lieder und der Berggücken von Albepierre breitete seinen Schatten vor ihnen aus; aber als sie an den Fluß kamen, da gewahrten sie, daß das Wasser aus seinen Ufern getreten war und sich in schlammigem Strudel über den Damm wälzte.

— Hl. Johannes! steh mir bei! Welch Mißgeschick, ich fürchte, wir müssen umkehren.

Auf einen Wink ritten zwei Büchsen schützen voraus und suchten die Fährte, der eine kam hinüber, aber das Pferd des zweiten verlor festen Boden und wurde vom Strom mitgerissen. In diesem Augenblick erschienen plötzlich zehn bewaffnete Männer, und bevor noch Ritter Tristan und seine zwei Diener sich zur Wehr setzen konnten, wurden sie von den Angreifern von den Pferden gerissen, welchen sie die Sehnen durchschnitten. Der Anführer setzte sein Knie auf die Brust des Ritters und hielt ihm sein Messer an den Hals.

— Bei St. Leonhard, ergebt Euch.

Dem unglücklichen Ritter blieb wohl nichts anderes übrig; einer seiner Diener war tot und der andere rang im Handgemenge mit einem der Banditen.

Was war aus Minna geschehen! Aus ihrem beängstigten Herzen hatte sich ein heißes Gebet zur Mutter Gottes des Oliviers gerungen, dann aber hatte sie ihr Pferd mit Gewalt in den Fluß gedrängt. Das tapfere Tier, obwohl von dem Ge-

töse der schäumenden Flut erschreckt, war dem Wink seiner Herrin mutig gefolgt; bald aber glitt es vom Steg ab und schwamm nun gegen den Strom. Das dunkle, drohende Wasser kam Minna schon bis an die Knie; da hielt sie sich an der Mähne fest, dem edlen Kenner die Zügel frei lassend.

Roß und Reiterin wurden von dem Strom mitgerissen, glücklicherweise in eine kleine, von Weiden überhängte Bucht, wo Minna, sich an den Zweigen festhaltend, aus dem Sattel stieg und den Damm erklimmte.

Oben angelangt, sah sie sich nach ihrem Vater um. Was war mit ihm geschehen? Er lag auf der Straße, umringt von den Banditen. Sie glaubte ihn tot und schrie laut auf; dann sah sie, wie einer der Angreifer ihn aufs Pferd hob und in scharfem Trab mit ihm davonritt, während der Anführer sich nach ihr umwandte und sie mit eigenartigem Blick lange betrachtete; da besann sie sich, daß ihr Gesicht unbedeckt war und ihre nassen Kleider an ihrem Körper klebten.

Es war wie ein Blitz, ein beängstigendes und doch wonniges Gefühl, das sie durchzuckte. Der Räuber schwang sich in den Sattel und holte seine Gefährten im Galopp ein. Nochmals rief sie: „Vater!“, aber niemand schien sie zu hören. Indessen hatte sich auch ihre Stute ans Land gearbeitet. Das brave Tier schüttelte die nasse Mähne und wartete geduldig auf seine Herrin. Das junge Mädchen ergriff die hängenden Zügel und schwang sich in den Sattel. Die triefenden Kleider hingen schwer an ihren Gliedern und ließen sie erschauern. Einer der Diener schoß auf die Fliehenden ab.

Aber Minna tadelte ihn.

— Wenn du meinen Vater trädest! Wir wollen lieber nach Hause eilen und die Sturmglöcke läuten lassen.

Auf den Hals der Stute gebeugt, spornete Minna ihr Pferd zu rascherer Gangart an, zwei Diener, einer vor ihr und einer hinter ihr, begleiteten sie.

Eiligst erklimmen sie den Bergrücken von Albepierre; an der Brücke werden sie nochmals aufgehalten. Der Sturzbach tost so fürchterlich, daß die Pferde sich schnaubend weigern hinüber zu schreiten. Da muß einer der Diener absitzen und sein Roß am Zügel führen, dann erst folgen die andern.

Todmüde kam Minna im Schlosse an; hinter ihr wurde die schwere Fallbrücke wieder aufgezo-gen.

Im Dorf griffen die Männer zu den Waffen, die Sturmglocke wurde geläutet und der Kriegsherald stieg auf den Gipfel des Berges und entzündete gegen Murat zu ein loderndes Flammensignal, während am Himmel der erste Stern sich zeigte.

In der Abenddämmerung tönte die Sturmglocke von Turm zu Turm, von der Abtei bis zur Burgkapelle: von der schwarzen zur grauen Ratte, von der weißen Ratte nach Bredons wiederholen die Turmwarten den Kriegsruf des Herolds. Ein starker Trupp Büchschützen zieht von Murat aus, um die Nachbarschaft zu durchstreifen, denn der Graf vermutete, daß sein Lehnsherr angegriffen wurde.

Indessen wird Minna, vor Kälte und Rälte zitternd, von ihren Frauen in warme Decken gehüllt und mit einem heißen Trank erwärmt, zu Bett gebracht.

**

In dieser Nacht blieb manches Auge wach im Dörfchen. Die Männer mit Armbrust und Heugabel bewaffnet, lösten sich an den Thoren ab. Die Frauen und Kinder hatten sich ins Schloß geflüchtet, dessen feste Mauern einem Angriff der Engländer standhalten konnten. Denn niemand zweifelte daran, daß der Räuber, der den Ritter entführt hatte, ein Anhänger Aimerigots sei.

Am frühen Morgen sandte das junge Mädchen einen Boten zu dem Grafen von Murat, der aber zu Fuß durch den Wald gehen mußte, da die Brücke des Wasserfalls in der Nacht zerstört worden war.

Wachen wurden auf die Bergrücken

gegen Anteroche, Murat und Massebeau gestellt. Das Hochwasser war in der Nacht zurückgegangen; der Wasserfall sprudelte munter wie vordem, nur die Bretter der Brücke hingen nutzlos über dem Abgrund.

Erst gegen Mittag getrauten sich die Bauern ihre Herden auf die Weide zu lassen; Minna aber stellte ihren Spinnrocken bei Seite und auch die zum Einmachen bereitstehenden Johannisbeeren vernachlässigte sie, um als nunmehrige Schloßherrin von Albepierre Feldherrnpflichten auszuüben: Sie besichtigte die Wälle und Warttürme, die Zinnengänge, die Feldschlange. Ihre ganze Besatzung bestand aus zehn Büchschützen und fünfzig Bogenschützen!

An den Wall gelehnt, schaute Minna mit tränenschwerem Blick nach Murat hinüber und ihre zuckenden Lippen murmelten angstvoll: Vater!

Sie flehte zu Gott und der hl. Jungfrau, daß sie ihr den Vater zurückführen mögen; und wie stark auch ihr Glaube sein mochte, so war sie doch der Verzweiflung nahe. Sie hatte weiße Trauergewänder angelegt und konnte weder Ruhe noch Schlaf finden.

Als schon die Dämmerung hernieder sank, wurde ein hinter dem Bredons über den Lagnon herkommender rothaariger Reiter gemeldet, der die Sturmhaube auf dem Kopf, die Büchse an der rechten Seite, einen grünen Mantel über dem eisernen Panzer trug. Am Thor angelangt, verlangte er Einlaß zu der Herrin von Albepierre.

Man nahm ihm die Waffen ab und führte ihn an hundert neugierigen Augen vorbei, bis an die Burg. Dort nahm der Schildknecht des Barons den Zügel des Pferdes und übergab dieses einem Stallknecht. Minna saß auf einem Sessel mit geschnitzter hoher Lehne, als der Gesandte in den Saal trat. Trotz ihrer rotgewein-ten Augen war sie wunderschön in dem weißen Trauerkleid.

Der Herold kniete vor ihr nieder und sprach:

— Mein Herr...

— Wer ist dein Herr?

— Es ist der gestrenge Gaspar von Mauleon.

— Wo hat er diesen Namen gestohlen?

— Er hat ihn nicht gestohlen; sein Vater hat ihm denselben mit der Ehre seines Geschlechts überliefert.

— Wer die Leute auf offener Straße angreift, ist kein Mann von Ehre.

— Mein Herr vermeinte sein Waffenrecht wahren zu müssen, er steht im Dienst des Königs von England.

— Verräterei! Was hat er mit meinem Vater gemacht?

— Der edle Herr von Albepierre ist wohl auf in seinen Händen, und er wird ihn Euch wieder zurückgeben, wenn Eure Gnaden einverstanden sind...

— Lösegeld zu zahlen? Gut, wir werden zahlen.

Der Bote erhob das Haupt.

— Mein Herr will kein Geld.

— Was fordert er denn?

— Seit er Euch gesehen, edles Fräulein, ist er liebeskrank und wünscht Euer Gemahl zu werden.

Zorn und Überraschung röteten das Gesicht des jungen Mädchens.

Sie stand auf und ihr Herz klopfte so heftig unter dem weißen Nieder, daß sie nicht sprechen konnte. Der junge Gesandte hatte immer noch kniend die Augen zu dem Edelfräulein erhoben, und bewundernd betrachtete er die Schönheit der stolzen Züge. Endlich sagte sie:

— Dein Herr ist von Sinnen... Ubrigens bin ich nicht frei, ich bin verlobt.

— Ah! mein Herr wußte dies nicht, aber eine Verlobung kann gelöst werden....

— Bei Euch vielleicht....

Der Gesandte schwieg eine Weile, dann sagte er:

— Mein Herr läßt Euch sagen, daß er drei Tage warten will, und daß, wenn diese Frist abgelaufen, er den Ritter von Albepierre an Aimerigot Marchez ausliefert, der ihn zum Tod verurteilen wird.

Minna sank kraftlos auf ihren Sessel zurück.

— Das ist nicht wahr, murmelte sie halblaut, das wird er nicht tun. Mein Vater hat ihm nichts angetan, er kann ihm nichts vorwerfen; warum sollte er ihn also töten?

— Es ist Kriegsbrauch.

— Man tötet keinen Gefangenen. Man verlangt Lösegeld. Ich biete Lösegeld an.

— Ich habe den Willen meines Herrn kundgetan. Nun, wenn Ihr es gestattet, werde ich zwei Tage und zwei Nächte im Schloß verweilen, damit Ihr einen Entschluß fassen könnt, solange es noch Zeit ist.

— Mein Entschluß ist gefaßt. Du kannst zu deinem Herrn zurückkehren.

— Also nein?

— Nein!

Der Bote des Ritters von Mauleon erhob sich und schritt rückwärts zur Thür. Aber Minna rief ihre Leute.

— Halt! er darf die Burg nicht verlassen, er könnte den Seinen Auskunft geben; faßt ihn und bringt ihn mit Fesseln an Händen und Füßen ins Verließ....

Sie sprach mit harter Stimme in äußerster Aufregung und Zorn, und die geballten Fäuste schienen dem fernen Räuber zu drohen.

Die Wachen ergriffen den Boten, fesselten ihn und brachten ihn in den gewölbten Kerker hinter dem Wachtsaal im östlichen Turm.

Minna aber sank laut aufschluchzend in die Arme ihrer herbeigeeilten Amme.

— Vater! mein armer Vater! rief sie weinend und ihre schönen Schultern zitterten in übermäßigem Leid.

Kein Bissen konnte sie essen. Die treue Amme entkleidete sie und damit die frische Luft die Aufgeregte kühlen möchte, ließ sie das Fenster öffnen. Durch die schmale, aber hohe Öffnung sah man den dunklen, mit Sternen besäten Himmel, auf dem sich in der Ferne die Spitze des Pradebouc erhob. Man hörte den Wind, der leise in den Pappeln raschelte, das Rauschen des Wasserfalls, irgendwo wieherte ein Pferd, ein Hund bellte, und von Posten zu Posten tönte der Wachruf.

All diese so bekannten Laute, die, seit sie geboren, ihr Ohr trafen, betäubten den Schmerz Minna's allmählich und endlich kam auch der Schlaf und legte sich auf die rotgeweinnten Lider, während noch ein Ave Maria auf ihren Lippen schwebte.

Am nächsten Morgen ging sie in die Kirche und verblieb dort auf dem samtüberzogenen Stuhl den ganzen Vormittag; sie beichtete und empfing die hl. Kommunion. Sie erwartete, daß Gott oder die hl. Jungfrau ihr durch ein Zeichen ihre Pflicht weisen möchten.

Durfte sie das feierliche Versprechen lösen, das sie dem Ritter von Murat gegeben? Konnte sie dem ehrlosen Banditen, jenem Verräter, angehören?

Aber durfte sie ihren Vater untkommen lassen? In aller Eile fandte sie einen Boten zu dem Grafen von Murat und ließ ihn von dem Geschehenen unterrichten. Ihm stand es zu, eine Entscheidung zu treffen; ihr Wort zurückzugeben. Die Erziehung der adeligen jungen Mädchen, die sie genossen, gestattete ihr nicht, ihr eigenes Herz zu befragen, Glück oder Unglück dieser oder jener Heirat abzuwägen.

Bald war die kühne Herausforderung im ganzen Dörfchen bekannt, und ein jeder war, je nach seinem Ermessen, für diese oder jene Lösung; aber alle fürchteten, dem Anführer der Bande in die Hände zu fallen. Und schon gedachten sie, mit ihren Erben in den Schutz der Feste Murat zu fliehen. Man besprach auch die Zerstörung der Brücke: die einen glaubten, die Banditen hätten das Werk in der Nacht vollbracht, die meisten aber sagten, es sei ein Zeichen des Himmels, daß die Herrschaft von Albeperre dem Verderben geweiht sei.

**

In Murat blieben indessen der Graf und seine Söhne nicht untätig. Schon bei der ersten Kunde des jungen Mädchens hatten sie ihre Späher, als bettelnde Mönche und Gaukler verkleidet, ausgesandt; sie schickten Boten zu allen Vasallen, vom Prior von Bredons bis zu den

Herrn von Jarouffet, von Chastel und von Anteroche. Gleichzeitig rüstete der Graf all seine Waffenteute und Schützen, um das Nest der Banditen zu überfallen, sobald ihm dies bekannt sein würde. Die Bürger der Stadt waffneten sich zur Wehr im Falle eines Angriffs, und feierliche Bittgänge wurden in der Kirche von Notre-Dame des Oliviers abgehalten.

Die zweite Botschaft der Schloßherrin von Albeperre bestürzte mehr noch den Grafen René, den Verlobten Minna's. Voller Ungeduld wollte er bald seinen Nebenbuhler zum Kampf herausfordern, bald nach Albeperre hinüberreiten, um seine Braut zu schützen.

Schon ging zum zweiten Male die Sonne hinter dem Plombsberg unter. Der Bote des Herrn von Mauleon wartete gefesselt in seinem Kerker; Minna konnte sich zu keinem Bescheid entschließen, und die Minuten, die Stunden vergingen und schienen mit schwerer Last auf ihr Herz zu drücken. Sie beschloß, dem Ritter von Mauleon zu schreiben; sie legte ihm dar, daß sie mit einem andern verlobt sei, daß er die Lösung dieses Verbrochens nicht veranlassen durfte, ohne durch seinen gewaltsamen Zwang ihre Einwilligung ungültig zu machen. Sie bot ihm sogar an, er solle ihren Verlobten zum Zweikampf herausfordern, Gott würde entscheiden!

Sie ließ den Boten aus seinem Kerker befreien und entsandte ihn mit diesem Brief.

Er nahm den Bergpfad am Fuß des Bradebouc, sich von Zeit zu Zeit umwendend, ob ihm auch niemand nachspüre, dann verschwand er hinter dem Hügel.

Wohin hatte er sich gewandt? Minna hätte es gern gewußt; sie hatte aber nicht gewagt, einen Späher nachzuschicken, den er doch bald entdeckt hätte. Und in dieser Nacht schlief sie ruhig und voller Hoffnung. Jedoch in der Frühe war der Bote zurück!

Gaspard von Mauleon verweigerte jeglichen Vergleich. Er würde noch bis zum Sonnenuntergang warten, ob das Fräu-



Plötzlich vernahm sie aus dem Tannemoald eine verhaltene Stimme, die in der stillen Nacht ein Minnelied sang, das sich langsam in der Ferne verlor. . . .

lein von Alpepierre ein bestimmtes Zeichen geben wolle: eine grüne Fahne auf der Bergzinne.

Minna schaute auf die Sanduhr, die neben ihrem Sessel stand; nicht langsamer und nicht schneller rieselte der Sand in diesen Stunden und doch schien es ihr, als ob eine unsichtbare Hand die Zeit beschleunigte. Bis zum letzten Augenblick hoffte sie, sie wußte selbst nicht was. Gegen Abend hatte sich der bewölkte Himmel geklärt; sie öffnete das Fenster und betrachtete die Sonne, wie sie jetzt immer schneller hinter dem Berg sank. Als sie die Spitze des Grat zu berühren schien, ließ Minna den Schildjunker ihres Vaters rufen, und wie er eintrat, streckte die Herrin die Hand aus, aber kein Wort kam über ihre zitternden Lippen.

Endlich brachte sie heraus:

— Gib das Zeichen!

Und kraftlos fiel ihr Arm und sie lehnte mit geschlossenen Augen an dem steinernen Fenstereisen.

Schatten senkten sich über das Dorf, über die Strohschober und die Hügel; noch lag ein letzter Sonnenstrahl auf der Spitze des Bradebouc, als die grüne Fahne sich auf dem Schloßthurm aufrollte. Argendwo in einer Felsenschlucht im Walddickicht, man wußte nicht wo, schauten begierig heiße Männeraugen nach dem erhofften Zeichen und ein frohlockender Ruf begrüßte sein Erscheinen....

Die Nacht war vollständig hereingebrochen, als der Herold des Ritters von Mauleon am Burgtor erschien. Er wurde vor die Herrin geführt, dann sprach er:

— Mein Herr hat Euer Zeichen gesehen. Er wird morgen um sechs Uhr mit zehn Reitern zur Trauung hier erscheinen; er zählt auf Euer Ehrenwort und das Leben Eures Vaters soll für das seinige stehen. Sobald die Trauung vollzogen ist, wird der Ritter von Alpepierre aus der Haft entlassen und frei in seine Burg zurückgeführt, Ihr aber werdet Eurem Gemahl und Gebieter folgen.

— Es sei dem so, erwiderte Minna von Alpepierre.

Lange bevor der Hahn krächte, erwachte Minna. Ihre Amme kleidete sie an; ein einfaches, weißes Gewand schmiegte sich in weichen Falten an die schönen Glieder, und von der gestickten Haube fiel ein langer, weißer Schleier. Der Kaplan hatte in der Kapelle schon alles zur Zeremonie angeordnet, und das ganze Dorf war in Aufruhr. Dem Grafen von Murat hatte Minna geschrieben: „Ich weiche der Gewalt. Gebt mir mein Wort zurück und verzeiht mir.“

Als die aufgehende Sonne die Bergspitze erhellte, meldete sich der Ritter von Mauleon am ersten Walltor. Er war zu Pferd, den Helm auf dem Kopf, ein glänzender Panzer bedeckte Brust und Beine, über demselben trug er eine silbergestickte Dalmatika mit dem Wappen der Mauleon. Ihn begleitete ein Schildjunker und ein Gefährte mit ihren Lanzen und sechs Büchschüssen.

Minna erwartete ihn in der Kirche auf ihrem Betstuhl kniend. Er trat in die Kapelle, verbeugte sich vor dem Allerheiligsten, sodann vor ihr. Und der Priester begann sofort die hl. Handlung; er frug, ob sie in die Trauung einwilligten und beide antworteten: „Ja“. Dann sprach er die bindenden Worte.

Nach und nach hatte sich die Kirche mit Andächtigen gefüllt. Die Männer zeigten finstere Gesichter, die Frauen weinten. Dumpfe Angst beengte aller Brust. Doch durch das vielfarbige Fenster brach sich ein Sonnenstrahl und fiel wie ein Segen vor den Brautleuten nieder.

Nach der Trauung begann der Priester die hl. Messe. Bei der Kommunion entstand plötzlich Lärm im Hintergrund der Kirche. Waffengeklirr wurde laut. Der Ruf ertönte: „Haltet ein, haltet ein, zu Hülfe!“ Stühle wurden umgeworfen, Frauen fielen in Ohnmacht.

Minna und ihr Gatte sind aufgestanden und sich umwendend gewahren sie den Ritter von Alpepierre in Begleitung des Verlobten Minna's und zahlreiche Waffenteute.

Gaspard zieht sein Schwert; die Leute

spannen ihre Musketen; Frauen schreien, Armleuchter stürzen: aber schon ist der Vater am Chorgitter. Die Schwerter blitzen, da stellt sich Minna mit ausgebreiteten Armen vor ihren Gatten.

Und die Gegner halten bestürzt inne; der Priester löscht das Feuer aus, das durch eine umfallende Kerze entstanden ist. Einer der Begleiter Mauleon's hat ein Glasfenster hinter dem Altar eingeschlagen, nun ruft er seinen Herrn. Dieser wirft sein Schwert bei Seite und mit gewaltigem Sprung ist er durch das Fenster entflohen, gefolgt von seinen Leuten. Draußen hört man noch Schüsse fallen. Minna aber sinkt ohnmächtig auf die Chorstufen.

**

Durch Spione unterrichtet, hatte sich der Graf von Murat mit seinen Reifigen in die Nähe der Burg versteckt, in der der Ritter von Albepierre gefangen lag. Er gedachte sie zu überfallen, aber er befürchtete, daß der Angriff dem Vater Minna's das Leben kosten könnte. Daher war er freudig überrascht, als er den Gefangenen mit geringer Begleitmannschaft aus der Burg kommen sah! Ritter von Mauleon hatte in der That befohlen, ihn in sein Schloß zurückzuleiten. Die Reifigen von Murat waren zahlreicher und die Überraschung kam ihnen zu statten. Nachdem sie die Engländer getötet oder in die Flucht geschlagen, wandten sie sich eiligst der Burg von Albepierre zu, indem sie den Weg hinter dem Bredonsfels ein-schlugen.

So kamen sie in dem Augenblick an, als die unheilvolle Trauung vollzogen war. Als sie in die Kirche eindringen, hatten sie einige ihrer Schützen am Thor gelassen; diese waren es, die auf die Flüchtigen schossen. Die Parteien hatten beiderseitig einen Toten zu verschmerzen und Gaspard von Mauleon war verlegt am Eingang des Dorfes hingefunken. Schnell wurde er von den Bauern umringt und zuerst wollten sie ihm den Gnadenstoß versehen. Doch nach und nach kamen ihnen Bedenken,

vielleicht auch Mitleid, — war er nicht der Gatte ihres Burgfräuleins? und sie benachrichtigten den Vater Minna's, daß der Ritter von Mauleon verlegt am Thor liege.

Ritter von Murat hatte noch das Schwert in der Hand und bei dieser Nachricht wandte er sich entschlossen zur Thür: doch Albepierre erriet sein Vorhaben und hielt ihn zurück. Er befahl, daß der Verletzte zu dem Vater getragen werde, dessen Haus hinter der Kirche stand.

Minna war aus ihrer Ohnmacht erwacht und auf die Altarstufen niedergebeugt, betete sie in inbrünstigem Flehen.

Dann, auf den Arm ihrer Amme und ihres früheren Verlobten gestützt, hatte sie sich in ihr Turmgemach zurückgezogen. Dort warf sie sich auf ihr Lager, und während ihre Augen mit trübem Blick auf dem Wandteppich ruhten, verfiel sie in träumerisches Nachdenken. Ihr Vater kam zu ihr und sprach von seiner Gefangenschaft und auch von der Ungünstigkeits-erklärung einer Ehe, die auf Grund einer erzwungenen Einwilligung ansechtbar sei.

— Mein.... dieser Herr von Mauleon, was ist mit ihm geschehen?

— Ah!.... solche Leute haben eine harte Haut.

— Wurde er verlegt?

— Das kann dir gleichgültig sein, meine Tochter, lassen wir dies!....

Allem Anschein nach war es Minna von Albepierre nicht gar so gleichgültig, denn sie erkundigte sich bei ihrer Amme, und diese war redseliger. Ist es nicht Sache der Ammen, die Neugierde der kleinen Burgfräulein zu befriedigen? Sie erzählte Minna die ganze Geschichte; daß ihr kurz-angetrauter Gatte bei dem Vater untergebracht sei, daß er, wie König Richard einen viereckigen Wurfbogen in die rechte Schulter bekommen habe, daß aber die Wunde vielleicht nicht tödlich sei.

— So Gott will, murmelte Minna.

Ohne daß sie darum gebeten wurde, frug die Amme am Abend nach dem Befinden des Verletzten und am nächsten Morgen übermittelte sie ihre Erkundigungen ihrer Herrin. Diese lächelte, als sie vernahm,

daß es dem Ritter besser ginge. Nun erinnerte sie sich auch der Himbeeren und Johannisbeeren, die schon vor den verhängnisvollen Tagen zum Einmachen bereit standen. Das Obst durfte nicht verderben. Also eilte sie nach gewohnter Sitte zum Einkochen in die Küche, wo sie die Mägde durch ihren Frohsinn in Erstaunen setzte. Auf dem riesigen Herd loderte das Feuer. Die Frauen hatten die Johannisbeeren von Blättern und Stielen gereinigt. Nun kamen sie in den kupfernen Kessel; Minna fügte den Zucker hinzu und bald kochte der rote Saft; sie schäumte ihn sorglich ab und kostete von dem süßen Schaum, der ihre Lippen färbte.

Nach dem Essen sagte der Vater zu ihr:

— Die Nichtigkeitserklärung wird schnell vor sich gehen und alsbald wird es Zeit sein, dich mit René zu vermählen.

— Es hat keine Eile.

— Doch nach solchem Abenteuer, ist es besser, daß...

— Hört, Vater, ich bin eure Dienerin; aber es würde mir widerstehen, zwei Ehen mit zwei lebenden Männern einzugehen; ich gebe zu, daß mein Jawort erzwungen war...

— Der Kaplan ist als Casuist vollständig der Meinung, daß diese Ehe nicht besteht, hörst du, mein Kind, nicht besteht.

— Aber Vater....

— Es gibt kein Aber.

Minna widersprach nicht länger; aber am Abend frug sie ihre Amme, wie es heute Gaspard von Mauléon ergehe, ob er auch nichts entbehre.

— Morgen bringst du ihm ein Glas Eingemachtes von mir.

Als die Dämmerung herabgesunken, stieg Minna zur Abendandacht hinunter in die Stiftskirche, hierauf ging sie langsam durch das Dorf, wo ihre Anwesenheit wohlweislich Aufsehen hervorrief, an dem Haus des Vaders vorbei.

Schon war der Herbst im Anzug; die Abendluft wurde kühler; ein feiner Nebel spannte sich über Balagnon und zog am rauschenden Wasserfall entlang.

Hoch oben verschmolzen sich die Umrisse

des Plomb du Cantal mit dem grauen Himmel.

Traurig und mißgestimmt kehrte sie in die Burg zurück.

Sie saß bei ihrem Vater beim Essen im runden Saal im westlichen Turm. Sie konnte nicht begreifen, warum ihr heute die vorspringenden Balken an der Decke, die Wandteppiche mit ihren Jagdszenen und das zufriedene Gesicht des Mundschens so wehmütig und so rührend schienen.

Da wurde wieder die Nichtigkeitserklärung der Ehe Minna's erwähnt, und der Vater ließ die Worte fallen:

— Das ist übrigens nicht von Belang.

Das Burgfräulein frug, warum dem so sei, erhielt aber keine Aufklärung. Nun wandte sie sich wieder an ihre Amme, welche ihr berichtete, daß der Gefangene, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Grafen von Murat ausgeliefert würde.

Dem Grafen von Murat? Hl. Jungfrau, das war schlimm für ihn, denn der Graf galt als ein harter Richter, und es bestanden nur allzuwiele Gründe, einen Anhänger Aimerigots zum Tode zu verurteilen.

Die Schloßherrin war aufs höchste betrübt.

Es schien ihr, als bestehe trotzdem ein Band, das sie mit diesem Mann verknüpfte, und der Gedanke an seinen schmachvollen Tod am Galgen über den Basaltsäulen von Murat war ihr furchtbar peinlich. Sie war entschlossen, ihn zu retten. Aber wie?

Sie mußte ihm zur Flucht verhelfen. Alles andere war umsonst. Flucht, auf welche Weise? Sie erdachte verschiedene Pläne und verwarf sie ebenso schnell. Den ganzen Tag und die ganze Nacht überlegte sie; am folgenden Morgen vernahm sie voller Freude, daß es dem Gefangenen besser ginge und daß er nun in den Kerker der Burg gebracht werden sollte, bevor er nach Murat überführt würde. Das erleichterte ihr Vorhaben, denn beim Vater konnten die Schritte Minna's vom ganzen Dorf gesehen werden. Im Schlosse

Die schöne Wäsche
sollte nur gewaschen
werden mit



LUX

den Spezial-Erzeugnis
für alle zarten Gewebe

Site Ams SAVONNERIE LEVER, HAUBOURDIN-LEZ-LILLE (Nord)
Fabrikanten der berühmten "SUNLIGHT SEIFE"

KAUFEN SIE NICHT
MIT VERBUNDENEN AUGEN,
prüfen Sie dann werden Sie fordern.

P. L. SAVONNERIES LEVER, HAUBOURGON LES MILLE (FRANCE)
F. Aumont de Villiers, "LUX" pour Savon de Toilette



die beste und sparsamste Seife



hingegen würde alles einfacher vor sich gehen.

Am Nachmittag desselben Tages, es war ein Samstag, wurde Gaspard von Mauléon in der That dem Schildjunker und dem Schloßobersten übergeben und in den Kerker hinter der Wachtstube untergebracht.

Als Minna zu Nacht gegessen und sich von ihrem Vater verabschiedet hatte, ging sie in ihre Kammer, wo die Amme sie erwartete. Beide hüllten sich in weite Kapuzenmäntel und schlichen hinunter in die Wachtstube. Dort befahl das Schloßfräulein, ihr den Kerker des Gefangenen zu öffnen, den sie mit ihrer Amme betrat.

Wie erstaunte der Ritter von Mauléon, als er beim Schein der Laterne, die die Amme trug, das reizende Gesicht derjenigen sah, um deretwillen er in diesem Gelaß schmachtete!

— Ha, wollte er auffahren, denn er glaubte, daß sie ihn in seinem Unglück schmähnen wollte, aber er verstummte vor den schwarzen Augen Minna's, die sich ohne Haß, — fast wollte es ihm scheinen, als blickten sie teilnahmsvoll, — auf ihn richteten, und stehend erwartete er ihre Anrede.

Sie sagte einfach, vielleicht um ihre Rührung zu verbergen:

— Ihr müßt fort von hier.

— Fort? wie kann ich fortgehen?

— Ich bringe Euch das Mittel hierzu.

Über das Gesicht des Gefangenen flog ein Glückstrahl, er verstand, daß er geliebt wurde und er nützte den Vorteil aus.

— Und wenn ich nicht fort will von hier?

— Warum?

— Oder nur, wenn Ihr mir folgt?

— Ach! Ihr wagt es....

— Seid Ihr nicht meine Frau?

Sie wandte das Gesicht ab.

— Der Herr hat gesagt: Du sollst Vater und Mutter verlassen.

— Er hat nicht gesagt: Du sollst deinen Vater, dein Haus und deinen Lehnsherrn verraten. Geht.... Ihr habt keine Zeit zu verlieren. Morgen vielleicht wird mein

Vater Euch dem Grafen von Murat ausliefern, welcher....

— Welcher mich hängen lassen wird.

Minna senkte den Kopf; eine Weile blieb es still, nur die Kerze flackerte. Dann sagte sie:

— Ihr seht selbst, daß Ihr fliehen müßt.

Aber der Gefangene hatte sich auf das harte Holzlager gesetzt.

— Und wenn das Leben ohne Euch mir nicht zusagt?"

— Ihr spottet.

„Mir ist nicht danach zu Mute. Minna.. Minna....

Sie streckte die Hände aus:

— Still, wenn Ihr mich liebt, so rettet Euer Leben.

Und als er den Kopf schüttelte, sprach sie wie für sich selbst, ganz leise in dem niederen Gewölbe des Kerkers.

— Die Liebe ist schön, gewiß, sie ist viel wert, aber das Leben, das Leben, selbst ohne Liebe, aber mit seinen Blumen, mit seiner Sonne. Bedenket doch, das Leben mit den Vögeln des Himmels, die Pferde, die auf duftenden Waldpfaden traben, die Kampfeslust, die Ankunft vor dem Burgtor, der Angriff auf Leben und Tod. Bedenket, damals waret Ihr nicht gesinnt, das Leben aufzugeben.

Mit diesen Worten, riß sie den weiten Mantel von den Schultern ihrer Amme.

— Nimm! Hüll dich in diesen Mantel; Ziehe diese Sandalen an und komme mit mir.

Sie duckte ihn und befahl als Herrin, Herrin über Leben und Tod! Und er gehorchte ihrem Willen; er zog die Kapuze tief in das Gesicht. Sie nahm ihn bei der Hand und sie verließen den Kerker, die Amme zurücklassend. In der Wachtstube saß schläfrig ein Soldat. Minna nickte ihm im Vorbeigehen gnädig zu.

Sie schritten schräg über den Hof und gelangten durch eine kleine Pforte über einen dunklen Gang. Dort entzündete sie eine Kerze, die sie unter dem Mantel verborgen hatte; nun sagte sie:

— Gib acht, da sind Stufen.

Sie stiegen hinunter und befanden sich in einem unterirdischen Gang, sie hielt die Kerze in die Höhe und sprach:

— So jetzt gehe ohne Furcht gerade aus, und du wirst jenseits des Wallgrabens im Tannenwald ankommen, dann bist du frei. Aber schwöre mir bei Christus und der hl. Jungfrau, daß du niemals das Geheimnis dieses Weges verraten wirst.

— Ich schwöre es im Namen Jesu Christi und seiner hl. Mutter und auch bei Eurem Leben. Darf ich meinerseits ein Versprechen von Euch verlangen?

— Welches?

— Der Priester hat uns gesegnet, er hat die bindenden Worte gesprochen. Werdet auch Ihr diesen Schwur halten?

Minna konnte nicht sogleich antworten. Er fühlte, wie sie zitterte, dann sagte sie:

— Ja!

Da beugte er das Knie vor ihr und küßte den Saum ihres Kleides; so sah er nicht, wie sich eine Träne aus den Augen der jungen Schlossherrin stahl. Mit leiser Hand berührte sie sein Haar:

— Geh schnell...

Geheimnisvolle Laute tönten aus dem unterirdischen Gang. Wasser tropfte an den Granitmauern. Insekten schwirren. Da wiederholte Minna:

— Geh schnell, Gott sei mit Euch...

Er erhob sich, und ohne sich umzuwenden, ohne dem Blick Minna's nochmals zu begegnen, ging er davon. Und seine Schritte verhallten in dem dunklen Gang...

Minna wartete, wie die Flamme ihrer Kerze, dann ging sie denselben Weg zurück, stieg langsam in ihre Turmstube hinauf.

Sie konnte sich nicht versagen, das Fenster zu öffnen und dem Gemurmel des Waldes, dem Tosen des Wassers, der Stille des Dörfchens zu lauschen. Plötzlich vernahm sie aus dem Tannenwald eine verhaltene Stimme, die in der stillen Nacht ein Minnelied sang, das sich langsam in der Ferne verlor...

Felix Rague.

Unser wertvollstes Gut...

ist unsere Kraft. Die landwirtschaftliche Arbeit fordert mehr als jede andere, eine fortwährende Verschwendung unserer Muskelkraft.

Sei es nun das Pflügen oder die Ernte, die Bestellung des Aders oder das Kartoffelausmachen, der Landwirt ist den ganzen Tag einer Anstrengung unterworfen, bei welcher er alle Muskeln seines Körpers benützen muß.

Für den Erdarbeiter, dessen Tätigkeit von der Kälte, der Trockenheit, oder dem Regen beeinflusst wird, ist die Zeit mehr als für alle andern wertvoll. Man muß deshalb um jeden Preis der Schwäche vorbeugen und seine Muskeln pflegen, also eine Ernährung wählen, welche erlaubt eine vortreffliche Muskulatur zu behalten und die Müdigkeit zu vermeiden.

Man muß wissen, daß die gezeuerte Nahrung dem Organismus das ist, was das Benzin dem Traktor. Sie ist es, welche den Muskeln den nötigen Kohlenstoff liefert. Der Zucker entweder in Getränken aufgelöst oder in Stüchchen genossen, geht im Moment der Erschöpfung in einer Viertelstunde in das Blut über und vertreibt die Müdigkeit.

Der Zucker hat nicht nur kräftehaltende Eigenschaften.

Unsere Großeltern hatten die ganze Nacht bei ihrem Bett ein Glas Zuckervasser stehen. Sie wußten nämlich, daß die Schlaflosigkeit von einem Übermaß an Müdigkeit herrührt, und daß es ihnen genügen würde, dieses Glas Zuckervasser zu trinken, um den wohlthätigen Schlaf zu finden. Warum sollten wir diesen alten Brauch, die Frucht der Erfahrung unserer Großeltern, nicht wieder aufnehmen?

Sie lernten die beruhigende Wirkung des Zuckervassers bei schlechter Verdauung kennen, welche sonst bei ganz gesunden Menschen keine andere Ursache hat, als die Entfrächtung durch Müdigkeit oder Nervosität, oder durch leichte Übermäßigkeit im Essen.

Aus dem Elsass.

Der Seitenkanal des Elsasses und das Rembser Wasserwerk.

Am 1. Mai 1932 meldeten die Zeitungen, daß die ersten Rheinschlepper mit zwei beladenen Schiffen die neue Schleuse von Rembs passiert hatten; eingehend beschrieben sie, daß diese Schleuse 25 Meter breit und 185 Meter lang sei, daß jedes Schleusentor 500 Tonnen wiege, was einem Gewicht von 25 beladenen Eisenbahnwaggons entspricht, daß zu deren Bau 450.000 cbm Mauerwerk benötigt, 7 Millionen cbm Kies angefahren und 900.000 cbm Erde abgetragen wurden.

Was ist das für ein gewaltiges Unternehmen, das jenseit bei Rembs, im Ober-Elsass, beendet worden ist und welche Gründe haben die Behörden, die Industrie und den Handel unseres Landes bewogen, ein derartig bedeutendes Werk zu bauen?

Ein kurzer, historischer Rückblick ist angebracht: Jedermann weiß, daß im Mittelalter der Rhein zahlreiche Nebenarme hatte. Eine große Brücke — „die lange Brücke“, wie sie im Volksmund hieß — führte von Straßburg nach dem badischen Ufer; sie war mehrere Kilometer lang. Trotz der im Verlauf der verflossenen Jahrhunderte ausgeführten Regulierungsarbeiten war — noch vor 30 Jahren — der Rhein bis Straßburg unschiffbar.

Dank der hartnäckigen Ausdauer des Elsasses, im formellen Gegensatz mit den deutschen Behörden, wurde die Rheinregulierung um das Jahr 1900 durch ein Schutzwehrsystem — kleine, schräg in den Fluß eingebaute Mauern — bewerkstelligt, wodurch der Rhein genötigt wurde, seinen Lauf beizubehalten, was zur Folge hatte, daß er durch seine eigene Kraft und seine Strömung sein Bett immer tiefer aushöhlte: so ward Straßburg zur großen Hafenstadt.

Im Ober-Elsass aber, bei Istein, der bekannten Festung, 5 km stromaufwärts von Rembs, stieß man auf unerwartete Schwierigkeiten. Der durch die Regulierung abgeänderte Strom bewirkte Erosionsercheinungen: Felsen tauchten auf, die den Fluß an zwei Stellen verstopften und den bekannten Stromriegel von Istein veranlaßten, wodurch die Schifffahrt bis Basel unmöglich wurde.

Wenn wir noch hinzufügen, daß das Bruttogefälle zwischen Basel und Straßburg ungefähr 110 Meter beträgt, wird man leicht begreifen, daß die Flußnachbarn sich alle schließlich nicht für die Rheinregulierung, wohl aber für den Bau eines großen, zwischen beiden Städten parallel mit dem Rhein laufenden Kanals entschließen mußten.

Einem elsässischen Ingenieur, Herrn Koechlin, wird es vergönnt sein, das von ihm jahrelang ausgearbeitete Projekt, wenigstens teilweise, verwirklicht zu sehen.

Drei wichtige Fragen werden durch den Bau dieses Kanals ihre Lösung finden:

1. Die Schifffahrt zwischen Basel und Straßburg;
2. Die Schwierigkeit des Stromriegels bei Istein und
3. Die Ausbeutung der hydraulischen Kräfte für die Erzeugung der Elektrizität.

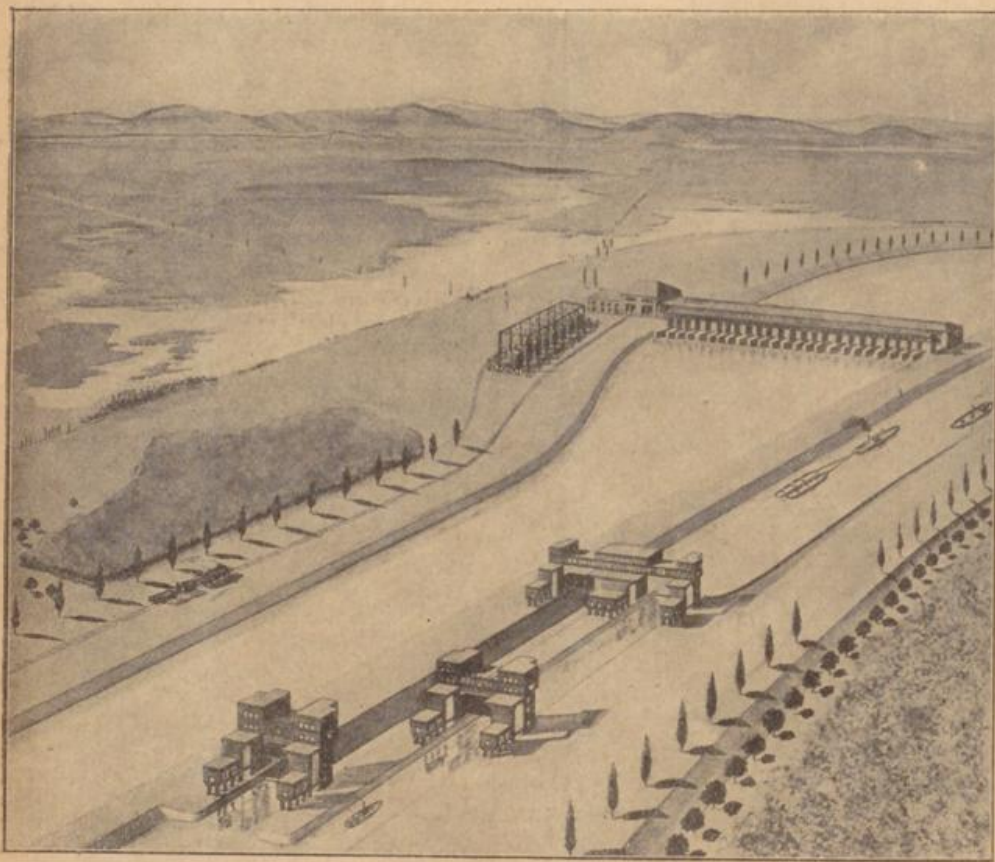
Es ist ausgeschlossen, daß eine Arbeit von der Bedeutung des Elsassischen Seitenkanals auf einmal verwirklicht werden kann; daher wurde beschlossen, stückweise vorzugehen: man begann beim wichtigsten und eiligsten Teil, bei Rembs, der in nächster Zeit fertiggestellt sein wird.

Ungefähr 5 km stromabwärts der französisch-schweizerischen Grenze wurde ein großes, bewegliches Wehr quer durch den Strom gebaut, wodurch das Niveau des Rheins durchschnittlich um ungefähr 7 Meter erhöht wird. Das Wehr ist in seiner ganzen Breite durch Pfeiler, in 30 Meter Abstand, in 5 Teile eingeteilt. Durch dieses Wehr wird das Rheinwasser einem neuen,

künstlich angelegten Kanal zugeführt, dessen Bodenbreite 80 Meter, die größte Wasseroberfläche 150 Meter breit und 12 Meter tief sein wird; die durchschnittliche Schnelligkeit des Wassers wird 70 cm pro Sekunde nicht übersteigen, während die derzeitige Schnelligkeit des Rheins zwi-

Kraft umgewandelt, werden diese unermesslichen Kräfte das ganze östliche Frankreich, ja sogar, wenn nötig, Paris, die « Ville lumière » mit elektrischem Strom versehen.

Denn, vergessen wir es nicht, diese erste Anlage ist nur der Anfang einer ganzen



Ansicht aus der Vogelschau der Schleusen und Kraftwerke von Kembs.

sehen 2,50—4 Meter beträgt. Das durch fraglichen Kanal hergeleitete Wasser fließt in ein großes Stauwerk mit mächtigen, durch die hydraulische Kraft betriebenen Turbinen. Sechs unabhängige Räume werden jeder eine Turbine von einer Leistungsfähigkeit von 33.000 Pferdekraft erhalten. In elektrische

Reihe anderer Anlagen, welche längs des projektierten Kanals zwischen Basel und Straßburg erbaut werden sollen.

Der Zufahrtskanal teilt sich in zwei Arme, von denen der eine, wie bereits gesagt, das Elektrizitätswerk in Betrieb setzt, der andere die große, oben erwähnte Schleuse speist.

Außer der bereits eröffneten Schleuse, die seit kurzem den Rheinschleppern die Zufahrt des Basler Hafens erleichtert, ist noch eine zweite Schleuse von 100 Meter Länge und 25 Meter Breite vorgesehen, für den Fall, daß die erstere sich für den späteren Verkehr als ungenügend erweisen sollte.

Um kurz die Vorteile zusammenzufassen, die die Rheinschiffahrt von dieser Schleuse erzielt, genügt es zu erwähnen, daß die Durchfahrt eines Schiffszuges, sämtliche Passierungsmanöver einbegreifend, keine 30 Minuten mehr erheischt, hingegen im Jahre 1931 noch die Schlepper Stunden brauchten, nur um an dem Steiner Wehr vorbeizufahren und sich glücklich priesen, wenn kein Unglück Schiff und Mannschaft gefährdeten. Vorläufig mündet der Kanal einige hundert Meter unterhalb der Schleuse des Kempter Werkes in den Rhein; bald aber wird ein zweites Werk, in Dttmarsheim, entstehen; dann wird die Mündung in den Rhein weggelassen und der jetzige Ableitungskanal wird — parallel mit dem Rhein — bis zum zweiten Werk verlängert. So wird, nach und nach, Stück für Stück, der Seitenkanal, das mächtige Werk, das Frankreich kaum einige Jahre nach seinem Sieg begonnen hat, in engerster Mitarbeit mit den ökonomischen Organismen des Elsasses, erbaut werden. Den kommenden Generationen aber wird es ein Zeuge sein des wunderbaren Unternehmungsgeistes der französischen Nation, sowie ein Beweis der ökonomischen Entfaltung des Elsasses seit seiner Befreiung durch Frankreich.

P. Schmidt le Roi.

Lebendige Weckuhr. — Herr Wirt, wecken Sie mich morgen früh um 6 Uhr. — In diesem Zimmer brauchen Sie sich gar nicht wecken zu lassen, darin ist schon soviel Ungezieser, daß Sie von selbst wach bleiben.

Wie erziehen wir unsere Kinder und erhalten sie gesund.

Einem Kinde das Leben schenken, ist nicht alles. Man muß dasselbe ernähren und ihm alle physischen Mittel geben, um Wachstum und später den Lebenskampf ertragen zu können.

Vergeßt nicht, daß Muttermilch gezuckert ist; wenn das Kind nicht von der Mutter gestillt wird, so ist es unbedingt notwendig, der Milch Zucker beizufügen.

Aber später nach dem Entwöhnen, muß man auf die Nahrung der Kinder achten, um eine Blutarmut zu verhüten, welche oft Anlaß zur Tuberkulose gibt. Man muß wissen, daß die Kinderbevölkerung unserer Großstädte und sogar des Landes einen ergreifenden Prozentsatz von unterernährten Kindern aufweist.

Mehrere, in der Medizin erfahrene Fachleute haben beschlossen, eine Gruppe schwächerer Kinder, gewählt unter den Schülern von Paris, einer Überernährung zu unterziehen.

Man gab ihnen, in stark gezuckertem Milchbrei, (in welchem das Gewicht von Mehl und Zucker gleich war) die ergänzende Ernährung, die ihnen scheinbar fehlte.

Dieser Versuch wurde mehrere Jahre fortgesetzt und, jeden Monat, notierten die Ärzte die Gewichtszunahme der gepflegten Kinder sowie das Gewicht der normalen Kinder, die zum Vergleich gewählt waren.

Die Erfolge überstiegen alle Erwartungen; die gepflegten Kinder nahmen regelmäßig viel schneller an Gewicht zu als die normalen Kinder.

Diese Resultate sind, zum größten Teil, dem Zucker zu verdanken, welchen man bei dieser Überernährungskur verwendet hat, und diese Tatsache beweist, daß der Zucker bei der Ernährung der Kinder in reichlichem Maße gebraucht werden soll.

Geben Sie also ihrem Kinde, Breie, Suppen und süße Speisen: Sie geben ihm hierdurch die Möglichkeit, ansteckenden Krankheiten zu widerstehen.

Freudig dienen.

(Unberöfentliche Erzählung.)

Rüftig fchritt Monique neben ihrem Bruder Raoul auf der steilen Straße dahin: „Wenn es nur gelingt, ich wäre ja überglücklich!“ sagte sie. — „Still“, entgegnete Raoul rafch, „Schweigen ist der befte Helfer bei fchwierigen Aufträgen.“ — Monique fügte fich.

Noch ftand ihr die geheimnisvolle, beinahe tragifche Szene vor Augen, die fie foeben erlebt hatte. Im Begriff die Geranien ihres Gartens zu begießen, hatte ein gellender Schrei fie plötzlich aufgefchreckt: „Zu Hilfe!“ tönte eine Stimme aus dem Nachbargarten. Und Monique war hingeeilt, die alte Zwietracht zwischen ihren Eltern und Herrn und Frau Doreuil vergeffend. Wohl dachte fie einen Augenblick: „Was wird der Vater dazu fagen?“ — Doch da fah fie Madame Doreuil über den leblofen Körper ihres Töchterchens Ginette gebeugt und nur noch ein Gedanke beherrfchte fie: Diefer armen Mutter beizuftehen! Sie trat näher, befühlte das Kind und fagte fchlicht: „Kann ich Ihnen behilflich fein, Madame?“ Und da die bekümmerte Dame nicht fogleich antwortete, Sprach fie weiter: „Ich werde einen Verband anlegen. Es find nur leichte Hautabfchürfungen. Was ift denn gefchehen?“ — „Ich weiß es nicht“, fagte Madame Doreuil endlich. „Ginette war im Garten mit ihrem Hund Louloute. Ich wollte fie auffuchen und fand fie hier liegen. Mein Gott, wenn ich nur wüßte...“

Nachdenklich betrachtete Monique das Kind.

— Sie muß von hinten überfallen worden fein, denn fie ift auf das Geficht gefallen und nur durch den Sturz hat fie die Befimmung verloren.“ Und die Unterfuchung fortfetzend: „Sonderbar, das Kleid ift zerriffen, fehen Sie, da ift der Stoff abgeriffen und daneben etwaß Blut. Aber beängftigen Sie fich nicht, es

ift kein Blut von Ginette, denn die Kleine ift nicht verwundet...“ Sprach: Sie nicht von einem Hund, Madame? Da haben wir's. Diefer wollte wahrſcheinlich feine Herrin verteidigen und hat den Angreifer gebiffen, wobei ein Riß im Kleid entftand.“

Jetzt erft bemerkte Madame Doreuil, die bis dahin nur an ihre Tochter gedacht hatte, daß der kleine Hund, ein wertvolles Tier, an dem Ginette fehr hing, verſchwunden war. „Louloute!“ rief fie, „Louloute!“ — Vergebens!

— Ja! ich weiß, ein fehr wertvolles Tierchen, fagte Monique nachdenklich, Nun frage ich mich, ob der Angriff, dem ihr Kind zum Opfer fiel, nicht dem Raub des koftbaren Hundes galt?

Erftaunt betrachtete Madame Doreuil das kaum fünfzehnjährige Mädchen, das fo überlegt, fo ficher und entſchloffen auftrat.

— Doch pflegen wir vorerft Ginette, fuhr Monique fort, dann werde ich verſuchen, den ganzen Sachverhalt aufzuklären. Sehen Sie, hier, auf dem Weg die Fußspuren eines Mannes, bis zur Stelle, wo Ginette geftürzt ift und hier, jenseits des Gitters verſchwinden. Vielleicht gelingt es mir, Louloute wiederzufinden, und wer weiß? vielleicht auch zu erforschen, wer ihr armes Kind fo mißhandelt hat. Gott jei Dank, Ginette kommt zu fich!

Madame Doreuil trug jetzt Ginette behutſam in ihr Zimmer, während Monique nach Hauſe eilte und ihrem Bruder Raoul, einem fiebzehnjährigen Scout, rafch den Vorfall erzählte und ihre Mutter benachrichtigte.

— Warte, rief Raoul, ich komme ſofort aber nicht ohne mein Lazzo und mein Beil, und du, vergiß deine Taſchenapotheke nicht.

Dann begaben ſich die beiden wackeren Kinder nach der Unfallſtelle zurück, wo fie den von Monique entdeckten Spuren nachgingen.

Die beiden aneinandergrenzenden Gärten lagen am Ende des kleinen Städtchens

in unmittelbarer Nähe unbebauten Geländes, das von Wiesen und kleinen Wäldchen umgeben war.

— Da! rief Monique, siehst du jenseits der Straße die rosa Schleife? Ich erkenne sie, es ist diejenige von Louloute.

— Gut, beschied Raoul, also ist der Dieb hier durchgegangen. Folgen wir ihm durch dieses Gestrüpp.

Rasch waren sie durch Dornen und Hecken gedrungen und befanden sich nun auf freiem Gelände. Nirgends war eine Spur sichtbar; aber die Augen aufmerksam auf den Boden geheftet, gewahrten sie plötzlich ein Stückchen rosa Stoff.

— Das, sagte Monique, ist das von Ginette's Kleid abgerissene Stück, das Louloute wahrscheinlich noch in den Zähnen festhielt.

Glücklich, auf der richtigen Fährte zu sein, schritten sie auf der Wiese aufwärts, bis zu einer kleinen bewaldeten Höhe. Da aber war alles Suchen umsonst. Enttäuscht überlegten sie. Sollte ihr Vorhaben hier mißlingen? Sicherlich waren sie auf der richtigen Spur; doch sollten sie weiter vordringen? in welcher Richtung? Wäre es klug, sich ins Ungewisse zu wagen, sich vielleicht einer Gefahr auszusetzen, die die Suche nach einem, wenn auch wertvollen Hunde doch nicht aufwog? Geduldig verharnten sie noch eine Weile spähend. Da gewahrten sie eine kleine Rauchsäule, die jenseits des Waldes aufstieg.

— Das ist ein Anzeichen, dachte Raoul, denn ich kann mir sonst die Anwesenheit von Menschen und den Zweck eines Feuers in dieser Gegend nicht erklären.

Sachte betraten sie den Wald; dieser war aber so dicht, daß man keine zwanzig Meter weit sah.

— Ich will mein Lazzo zwischen zwei Äste werfen und dich auf einen Baum hissen, sagte Raoul leise zu seiner Schwester. Von dort oben kannst du den Horizont erspähen, das wird das Klügste sein.

Monique fügte sich bereitwilligst und von dichtem Laub verdeckt, erblickte sie aus ihrer lustigen Höhe bald zwei Zigeunermägen am Waldestrand, deren Bewohner rings um ein Feuer bei der Mahlzeit saßen. Sie bemerkte auch, daß in kurzer Entfernung der Wald sich lichtetete und das Dickicht durch Farnkräuter ersetzt war. Sie gab Raoul ein Zeichen, so daß dieser das Seil herunterließ. Nun legten sich beide auf die Erde und krochen vorsichtig vorwärts, schweigend und auf jeden Laut horchend, so wie sie es bei den Scouts gelernt hatten. Unter den hohen Farnwedeln, die sie fremden Augen entzogen, lauschten sie gespannt, wie seit Jahrhunderten wohl Menschen oder Tiere hier auf ihre Beute gelauert haben mögen. Heldentaten aus der Weltgeschichte erstanden vor ihren Augen: ritterliche Handlungen berühmter oder auch unbekannter Helden. Und heute wollten zwei Kinder die ehrenvolle Tradition Frankreichs fortpflanzen und, Gefahr und Beschwerden, Zwist und Hader ihrer Familien vergessend, eine ritterliche Tat vollbringen.

Plötzlich schlug Hundegebell an ihr Ohr. Es war Louloute's Stimme. Irrendwo im Gebüsch trillerte ein Vogel. Ein Eichhörnchen hüpfte von Ast zu Ast. Die beiden Kinder aber wagten sich nicht zu rühren. Unaufhaltsam lauschten und spähten sie nach den Zigeunern. Wie lange verblieben sie so? Jetzt sahen sie, wie diese sich zum Abzug rüsteten. In einer Stunde würden sie schon in weiter Ferne sein. Da zog Raoul schweigend ein Blatt Papier und einen Bleistift aus der Tasche und schrieb: „Krieche zurück und laufe dann so schnell du kannst nach der Stadt und hole die Gendarmen“. Dann gab er das Blatt seiner Schwester. Lautlos, wie eine Schlange verschwand diese, und die herrlichen Lehren, die sie noch kürzlich bei den Guides geübt hatte, Disziplin, Gewandtheit, Annäherung, Schweigen, durfte sie nun praktisch anwenden!

So lief sie bis zu Ginette's Elternhaus. Herr Doreuil war eben heimgekehrt. Rasch setzte sie ihn in Kenntniß der Sachlage. „Es sind mehrere Männer und mehrere Frauen, die sich wahrscheinlich wehren werden.“ Überrascht über die genauen Angaben und die besonnene Haltung Monique's, benachrichtigte Herr Doreuil sofort die Polizei, und zehn Minuten später machten sich zwei Gendarmen, Herr Doreuil und Monique auf den Weg. — Ein Gendarm meinte: „Bleiben Sie hier! Fräulein“; aber Herr Doreuil antwortete: „Nein, im Gegenteil, die Kleine wird uns von großem Nutzen sein. Ich stehe mit meinem Leben für sie ein.“

Unterwegs erzählten die Gendarmen, daß an diesem Tage schon mehrere Anzeigen wegen Diebstahl in der Stadt bei der Polizei erstattet worden waren.

Im Augenblick, als sie den Wald betraten, stand Raoul vor ihnen. „Es ist in der That Ihr Hund, mein Herr, den wir bellen hören. Von meinem Beobachtungsposten aus habe ich gesehen, wie einer der Männer aus dem Wagen stieg und Louloute unterm Arm hielt. Zuerst nahm er ihm das Halsband ab und warf es keine dreißig Schritte von mir in die Farnkräuter. Dann, mit einigen raschen Pinselstrichen, färbte er das arme Tierchen, das Sie nicht mehr erkennen werden. Glücklicherweise konnte ich das Halsband ungesehen erreichen. Ich habe wohl zehn Minuten Zeit dazu gebraucht, denn es hieß mit Vorsicht vorgehen!“ Herr Doreuil war starr vor Bewunderung.

— Sie sind nicht nur klug und geschickt, aber auch sehr tapfer, mein Junge. Ohne Sie hätten diese Glenden die Gegend verlassen und niemals hätten wir Louloute's Verbleib auffindig machen können. Die Kerle hätten das arme Tierchen verkauft und sicherlich einen guten Erlös erzielt.

Nun zog die Gruppe am Waldesrand entlang und dann, links abschwenkend, standen sie plötzlich vor den beiden, zum Abzug bereit stehenden Zigeunernwagen. Es war die höchste Zeit! Jeder der Gen-

darmen warf sich auf den Wagenlenker und legte ihm Handschellen an. Da aber stürzten zwei Männer hervor, auf einen der Gendarmen zu, als Raoul, der sie kommen sah, sein Lazzo so geschickt auswarf, daß beide Zigeuner zugleich gefangen waren. Sodann wickelte er das Ende des Seils um die beiden Kerle und knüpfte so feste Knoten, daß sie sich nicht mehr rühren konnten. Die Frauen waren wie versteinert.

Herr Doreuil drang in einen der Wagen. Da sah er am Tischbein einen schwarz und braun gefleckten Hund angebunden, der beim Anblick seines Herrn freudig mit dem gefärbten Schwanz wedelte und kläglich winselte. Es war Louloute, die ihren Herrn wiedergefunden. Rasch wurden nun die Banditen gefesselt und die ganze Gesellschaft nach der Stadt abgeführt.

— Sehen Sie, sagte plötzlich Monique, das schöne Armband, das jenes Mädchen trägt.

— Es ist ja das Armband von Ginette, rief Herr Doreuil. Vielleicht werden noch mehr solcher Entdeckungen gemacht werden. Ich denke mir, daß die heute gemeldeten Diebstähle diesen Gesellen hier nicht fremd sind. Darum auch hatten sie es so eilig, aus der Gegend zu verschwinden.

Es war schon spät, als sie in der Stadt ankamen. Raoul und Monique erkundigten sich sofort nach dem Befinden von Ginette. Dort trafen sie ihre Eltern, die Madame Doreuil hergebeten hatte. Als Ginette ihren Hund und ihr Halsband erblickte, fiel sie Monique um den Hals und küßte sie zärtlich. Madame Doreuil lud die ganze Familie zu Tisch. Eine Stunde später erschien ihr Gatte.

— Sie haben, sagte er zu Monique und Raoul, gar keine Ahnung von der Tragweite Ihrer Tat. Die Zigeuner gehören einer gefährlichen, schon seit langer Zeit gesuchten Bande an. Man hat bei ihrer Durchsichtung untrügliche Beweise dafür gefunden. Es sind Diebe, Ver-

brecher, deren Festnahme von höchster Wichtigkeit ist. Nicht allein von uns, meine lieben Kinder, werdet ihr Dankesworte hören, aber ich denke, daß die Sache viel Aufsehen machen wird, und daß die bewunderungswürdige Kaltblütigkeit, die rasche Entschlossenheit und die Klugheit, mit welcher Sie vorgingen, als ein Beispiel öffentlich belobt werden. Sie wollten nur einen einfachen Dienst leisten. Doch seine Wirkung ist von höchster Bedeutung. So geht es manchmal.

— Nicht uns soll der Dank gelten, mein Herr, sagte Raoul, sondern denjenigen, die uns die wunderbaren Anleitungen gaben, welche wir praktisch in Anwendung brachten. Die Scouts werden zu brauchbaren Menschen herangebildet.

— Und außerdem, fügte Madame Doreuil hinzu, üben die Pfadfinder auch Nächstenliebe, Verzeihen und Vergessen. Denn, wenn Monique nicht in edler Großmut, die Vergangenheit vergessen hätte, wäre ihre ganze Weisheit nutzlos geblieben und die Diebe wären jetzt über alle Berge mit ihrem Raub.

— Ach Mama! rief Ginette, ich möchte auch Guide werden, wie Monique.

— Gewiß, mein Kind, das sollst du und ähnlich wie Monique wirst du stets eingedenk sein, daß, — wenn man recht tut, den Seinen behilflich beizustehen — es aber noch besser ist, allen ohne Ausnahme nützlich zu sein. Mit diesen Worten zog Madame Doreuil die beiden Mädchen liebevoll in ihre Arme.

G. W. C.

Im Adamskostüm. — Auf der Straße trifft der Schmuhl einen Bekannten mit einem Reiseforb. „Köfen Se mer ab mei Körbche“, sagt der zu Schmuhl, worauf dieser fragt: „Was soll ich machen mit ne Korb?“ „No“, sagt der andere, legen Se rein Ihre Kleider in den Korb.“ Darauf spricht der Schmuhl: „No jo, wegen Ihnen wer' ich mich nachig präsentieren auf der Straße.“

Diät der Sportler.

Für die Arbeiter der Stadt sowie des Landes, welche tagtäglich große körperliche Anstrengungen leisten, ist es interessant zu wissen, welche Nahrungsdiät die Sportler befolgen.

Diese Diät ist für sie von besonderer Wichtigkeit. Sie soll ihnen erlauben, einerseits ein regelmäßiges Trainieren ihres Körpers durchzuführen, andererseits einen gewissen Vorrat an Kraft für die brutalen Anstrengungen eines Wettbewerbes zu sammeln.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß diese Ernährung eine große Anzahl Zwischen Speisen und gezuckerter Getränke enthalten soll, da der Zucker direkt in die Muskeln übergeht, deren Festigkeit er bildet und zu gleicher Zeit der wichtigste Bestandteil der Kraftvorräte ist, welche die sportlichen Anstrengungen erfordern.

Ferner wissen alle, welche mit Sportseuten verkehren, wie diese den furchtbaren und berühmten «coup de pompe» bekämpfen, sie verzehren einige Stückchen Zucker, in wenigen Sekunden kommen die Kräfte wieder, die Müdigkeit verschwindet, die Schwäche ist überwunden.

Ein anderes Beispiel wurde uns durch die Olympischen Spiele von Los Angeles geliefert: Amerika ist trocken und viele der Unseren sind den Wein als Getränk gewöhnt. Diese Veränderung der Lebensweise sollte sie unseren Kämpfern nicht unheilvoll werden? Politische sowie amtliche Behörden haben Schritte unternommen, um eine Vinderung des Alkoholverbotes zu erlangen.

Um unsere Athleten in guter Form zu erhalten, genügte es, die Zuckerdosis auf 125 gr täglich zu erhöhen, indem die vom Gesetz erlaubten Getränke stärker gezuckert wurden.

Obgleich die von uns geleisteten Anstrengungen nicht immer so gewaltig sind als die der Sportler, so kennen wir trotzdem die Müdigkeit; wir wissen jetzt, wie dieselbe zu überwinden ist.

Die Wunder der Sternwelt.

Wir wissen nicht, wie viele Jahrtausende es her ist, seitdem zum ersten Male Menschen gläubig und andachtsvoll in die Pracht und in das scheinbar unerforschliche Getriebe der Sternwelt hinausblickten. Sie betrachteten die Sterne als etwas Göttliches und räumten ihnen einen allmächtigen Einfluß auf den Gang des menschlichen Schicksals ein. Jahrtausende vergingen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, eine klare Vorstellung von dem gestirnten Himmel zu gewinnen. Die Wiege der Sternkunde, der Orient, kannte lange Zeit als fast einziges Instrument eine lange Meßlatte, mit welcher die Sterne anvisiert wurden. — Bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts waren es nur ganz wenige, vereinzelte Köpfe, die sich eine richtige Vorstellung von dem Weltenbau gemacht hatten. Dann aber tauchte plötzlich das große Dreigestirn Copernikus, Galiläi und Kepler auf. Copernikus erkannte als erster die Fallgeese und Kepler berechnete die Umlaufzeiten der Planeten. — Und wieder ging es beinahe vier Jahrhunderte, bis Mitte des 19. Jahrhunderts eine weitere große Errungenschaft menschlichen Geistes in den Dienst der Astronomie gestellt und eine neue Ära astronomischer Forschung eingeleitet wurde. Es war die Verwendung der photographischen Platte, der die Wissenschaft den großen Aufschwung verdankt, denn was auch das größte Fernrohr nicht mehr erreichen konnte, das hielt die photographische Platte nicht nur für den Augenblick, sondern für dauernd fest.

Und während in den großen Sternwarten, deren ungefähr 500 über die ganze Erde zerstreut sind, die Erforschung fernster Welten gewaltige Fortschritte machte, entdeckten die Physiker in ihren Laboratorien neue Welten, die durch ihre

Kleinheit ebenso bemerkenswert sind wie jene. Das Atom, das bis vor ungefähr zehn Jahren als letzte und unteilbare Einheit des Stoffes galt, wurde zerlegt und als „Planetensystem“ kleinsten Ausmaßes gefunden: eine zentrale Sonne, der Kern, wird auch hier von Trabanten, den Elektronen, mit unfasbarer Schnelligkeit umkreist. — Vom einfachen Wasserstoffatom, um das ein einziges Elektron viele Millionen Male in der Sekunde herumkreist, bis zum Uran-Atom mit 92 Elektronen sind alle möglichen Abstufungen vorhanden. Welch eine Vorstellung. — Von der kleinsten Welt des Atoms über das Planetensystem unserer Sonne zu den Milchstraßensystemen. — Überall dieselbe Erscheinung, derselbe Antrieb: das Kreisen von Trabanten um einen zentralen Kern. Und all diese Arbeit, dieses Vordringen in die Geheimnisse der Welt vom menschlichen Geiste bewältigt. Und doch: nur der Wissenschaftler weiß, wie wenig wir erst wissen.

Machen wir eine kleine Reise in den unendlichen Raum des Weltalls hinaus, mit Hilfe einer modernen Technik, der Photographie.

Zuerst ein kurzer Ausflug im Reiche unseres eigenen Planetensystems. Der Mond ist bekanntlich der der Erde am nächsten liegende Himmelskörper. Da er aber viel kleiner ist als die Erde, so war auch sein Planetenleben rascher zu Ende; heute ist der Mond ein totes Gestirn, ohne Wasser, ohne Lusthülle. Er zeigt der Erde beständig nur eine Seite, die andere ist uns unbekannt. Da der Mond keine Lusthülle hat, brennt die Sonne mit der unerhörten Glut von 150 Grad auf seine Oberfläche; während der ebensolangen Mondnacht kühlt sich das Gestirn jedoch rasch zur Temperatur des Weltraumes, d. h. auf — 273 Grad ab. Dieses Ersterben wird wohl auch einmal das Schicksal der Erde sein.

Gehen wir dann an Hand anderer Lichtbilder weiter zum Mars, der mit seinen Kanälen und Eispolkappen bei-

nahe den Eindruck eines futuristischen Bildes macht. Venus, die geheimnisvolle, mit ihren Nebelhüllen, und Saturn mit seinen mächtigen Ringen wandern am Auge des Zuschauers vorüber; ein paar Worte noch von Uranus und Neptun, jenen sonnenfernsten Trabanten, zu welchen ein D-Zug 500 Millionen Jahre fahren müßte und das für uns blendende Sonnenlicht nur als schwacher Dämmerchein hingelangt, und wir verlassen das Gebiet unserer Sonne, um uns im Reiche der Fixsterne anzusehen. Fixsterne? — Die Alten nannten sie so, weil sie glaubten, sie befänden sich immer an derselben Stelle. Die neuere Forschung hat jedoch ergeben, daß jene Sterne lauter Sonnen sind, zum Teil um ein Vielfaches größer als unsere eigene. Ihr Stillstand ist nur ein scheinbarer und durch die ungeheure Entfernung bedingt, die so groß ist, daß selbst das Licht, das in jeder Sekunde 300 000 Kilometer durchreißt, Jahre braucht, um von jenen Sternen zu uns zu gelangen. In Wirklichkeit rasen auch sie gleich unserer Sonne mit schwindelnder Geschwindigkeit durch den Raum, und wenn wir zehntausend Jahre in eine Stunde zusammenpressen und in einer klaren Sternennacht durchleben könnten, so würden wir ein Schauspiel von gewaltiger Schönheit genießen können: der ganze Sternenhimmel, der für uns das Sinnbild des Ewigen und Beständigen darstellt, wäre in Aufruhr, jeder einzelne Stern würde in Bewegung und würde nach ehernen Gesetzen seine Bahn wandeln, ein scheinbares Durcheinander, vorstellungslos, phantastisch und doch erhaben.

Wir haben bis jetzt das System unserer engeren Welt noch nicht verlassen. Alle Fixsterne und der ganze Ring der Milchstraße, die ja im Grunde nichts anderes ist als eine gewaltige Anhäufung von Sternen in einer Richtung hin, ungefähr in der Form einer optischen Linse, gehören ja in gewissem Sinne noch in unser „engeres“ Welt-

system, denn sie alle folgen der großen Bewegungsrichtung des Systems und haben innerhalb desselben ihre bestimmten Bahnen. Aber außerhalb dieses Systems gibt es noch andere Systeme; als Sternnebel sind sie auf der lichtempfindlichen Platte festgehalten. Zum Teil sind sie erst im Entstehen begriffen, aber auch das große Geheimnis des Werdens hält der Wissenschaft nicht stand. Wir sehen die ersten Nebelstadien den unendlichen Raum durchlaufen, Widerstände in tollem Bildungswirbel aufsaugend und forttreibend. Sternenlose Räume auf der Platte zeugen von dem Durchgange solcher Raubnebel. Eine ganze Serie von Bildern zeigt uns das „wie“ der Bildung neuer Welten und Systeme — das „warum“ werden wir wohl nie erfahren. — Wir sehen Spiralnebel ähnlich unserem Milchstraßensystem, und wieder andere, welche scheinbar von gewaltigen Katastrophen auseinandergeprengt sind. Ein ewiges Werden und Vergehen. Es schwindelt einem, wenn man sich gedanklich in diese Dinge hineinversenkt. Zahlen können hier nichts mehr sagen, denn sobald sie über unseren Vorstellungskreis hinausgehen, so stehen wir ihnen hilflos gegenüber. Was sagt es uns, wenn wir wissen, daß die äußersten Sternnebel, die bis jetzt noch in den Kreis der Beobachtung gezogen worden sind, 300 Millionen Lichtjahre von unserer Erde entfernt sind? Ein Schauer vor der ewigen Allmacht überfällt uns bei solchen Zahlen. Wir können nur anbetend schweigen und denken: „Wie klein ist in dieser Unendlichkeit der Mensch“.

Schwerer Abschied. — Joseph: „Was machst du denn für ein trauriges Gesicht, Johann?“ — Johann: „Ach, mein Herr hat mir heute gefündigt. Wenn man so viele Jahre aus einer Kiste geraucht, aus einer Flasche getrunken und ein Mädchen geküßt hat, soll einem dann der Abschied nicht schwer werden?“

Naturgeschichte.

Die exotischen Fettpflanzen.

Diese Pflanzen stammen fast ausnahmslos aus den Tropen Amerikas. Aber auch in unseren östlichen Gegenden leben einige, seltene Arten, die dank sorg-

rauen Stengel; im Volksmund heißen sie Fackel- oder Kerzenfakteen, obwohl gewisse Arten zu Boden niederhängen, während andere wieder wie Büsche aussehen, so z. B. der Cereus-Baum, den man ironisch als



Links: „Riesenfackel“ mit ihren kerzenförmigen Zweigen.

Rechts: Pflanzensaft einsammelnder Hirte, welcher zur Herstellung des „Pulqué“ verwendet wird.

fältiger Pflege und Wartung gedeihen; in den Mittelmeerländern hat sich eine Anzahl dieser Pflanzen, seit Jahrhunderten, akklimatisiert. Aber nur in den Tropen — in Mexiko, am Äquator, in Columbien, in Peru — gelangen sie zu voller Entfaltung. Die Fettpflanzen werden in Agaven, Cereus und Kakteen, und diese wieder in zahlreiche Unterarten eingeteilt.

Die Cereus haben einen fleischigen,

„Riesenspargel“ oder „Wolkenträger“ der Pflanzenwelt (Höhe 8—10 m) bezeichnen könnte. Es würde zu weit führen, hier all' diese Arten aufzuzählen! Gedenken wir nur noch der nennenswertesten, der „Riesenfackel“, die einem mächtigen Leuchter gleicht, dessen Arme bis 20 m Höhe erreichen; sie wächst mit Vorliebe an trockenen Orten, die Blüten öffnen sich nur nachts, um sich bei Sonnenaufgang wieder zu schließen: neben

diesen Riesen ist ein Reiter ein winziges Zwerglein. Wir sind in Mexiko.

Auch die Agave gedeiht vorzüglich in diesem Lande, ihrer Heimat. Diese Pflanze, die der großen Familie der Amaryllidaceen angehört, erinnert von weitem an die Aloe der gemäßigten Zone der Alten Welt; in ihrer Heimat allerdings erreicht sie geradezu riesenhafte Dimensionen. Die fleischigen, bis 3 m langen Blätter enden in einer äußerst scharfen Spitze. Die Reichhaltigkeit an Pflanzenensaft gibt eine fettige Substanz von unangenehmem Geruch, deren Geschmack an den Apfelmost der Normandie erinnert. Man nennt ihn « pulqué » und wird in der « pulquería » ausgeschenkt; der Genuß des Pulqué bewirkt einen angenehmen Traumzustand. Alles ist äußerst malerisch bei der Gewinnung dieses Getränks: sowohl der „herbstende“ Pëon, als dessen Kleidung und auch die verschiedenartigsten Herstellungsweisen des Pulqué. Den besten Pulqué liefert die Salmantica-Agave. Sobald die ersten Blüten erscheinen, wird die Pflanze Gegenstand einer sehr sorgfältigen Beaufsichtigung: der Stamm wird zusammengepreßt, was die Zerstörung der Nebenblätter bewirkt und die Blütenbildung verhindert. Der Saft sammelt sich im Stamm, der anschwillt. Darin wird ein Loch gebohrt und die Flüssigkeit läuft in einen « aco-cote », einen speziell dazu bereiteten Kür-

bis. Jedesmal, wenn der Kürbis gefüllt ist, wird dessen Inhalt in eine Schweinhaut gegossen, ähnlich wie sie noch heute in Spanien zur Weinaufbewahrung gebraucht werden. Auf dem Rücken schleppt der Pëon die Last, die durch einen breiten, um die Stirn gelegten Lederriemen festgehalten wird.

Die Kakteen sind in Frankreich, in den Mittelmeergegenden bekannt; auch sie stammen aus den Tropen; sie zählen zahlreiche Gattungen und Arten: Cactus grandiflora, Echino-cactus agglomeratus, Echino-cactus Diguesi, Echino-cactus ingens, Visnaga volumin. Letztere gleichen mächtigen, 3 m hohen Säulen oder Grenzsteinen, deren Stamm nicht holzig wird; dieser wird, z. B. in Mexiko, in große Scheiben geschnitten, die als Pferdefutter dienen. Die Nopal — cactus Opuntia — seit Kolumbus in Mexiko bekannt, dient zur Kosenillenzucht, die getrocknet und zerdrückt, bekanntlich das Karminrot liefert. In unseren gemäßigten Zonen finden wir eine Kaktusart — den Feigenkaktus — der eßbare Früchte trägt. Die mit Dornen versehenen Kakteen werden, in den Tropen, als undurchdringliche Umzäunungen gegen unliebsame zwei- und vierbeinige Besucher verwendet. Cactus grandiflora gibt bekanntlich ein ausgezeichnetes Herz-Tonikum.

Der Große Hinkende Bote.

Jahresübersicht.

Die allgemeine Wirtschaftskrise, die seit Jahren schon in der ganzen Welt ihr Unheil treibt, scheint ein akutes Stadium erreicht zu haben. Überall ist alles haltlos und, wie einer der hervorragenden Finanzmänner neulich sagte, nun kommt die Stunde der Buße. Zahllose und widersprechende Meinungen werden ge-

äußert; doch über eine Tatsache bleiben sich alle einig: die ganze Tragik des Krieges haben Frankreich und Belgien getragen, die in ihrem Volk und ihrem Gut gelitten und die wilde Zerstörung und die rohen Verstümmelungen durch den Feind erduldet haben. Es ist unsagbar traurig, feststellen zu müssen, wie

mehrere unserer einstigen Verbündeten nun mit verhehlter oder gar offensichtlicher Mißgunst Frankreich begegnen. Zu welchem Schluß werden all die langen, manchmal verworrenen Reden in Lausanne und Genf führen? In Lausanne ist ein Abkommen getroffen worden. Es ist dies ein halber Sieg, aber wird es bestätigt werden? wird es ausgeführt werden? Hoffen wir es. Dann wird in

wird, um sie an der Seite der Braganza, seiner Ahnen, zu bestatten. In Deutschland schwingen sich die bewaffneten Parteien der Uniformierten empor. Was wird sich daraus ergeben? Anarchie, Restauration oder Diktatur? Österreich wankt und bittet um Darlehen. Italien bekundet große Gelüste und will seine Armee und Marine beibehalten, wo möglich entwickeln. England, die See-



Genf. — See mit Segelbarren. — Silhouette der Kathedrale, im Hintergrund der Mont-Blanc.

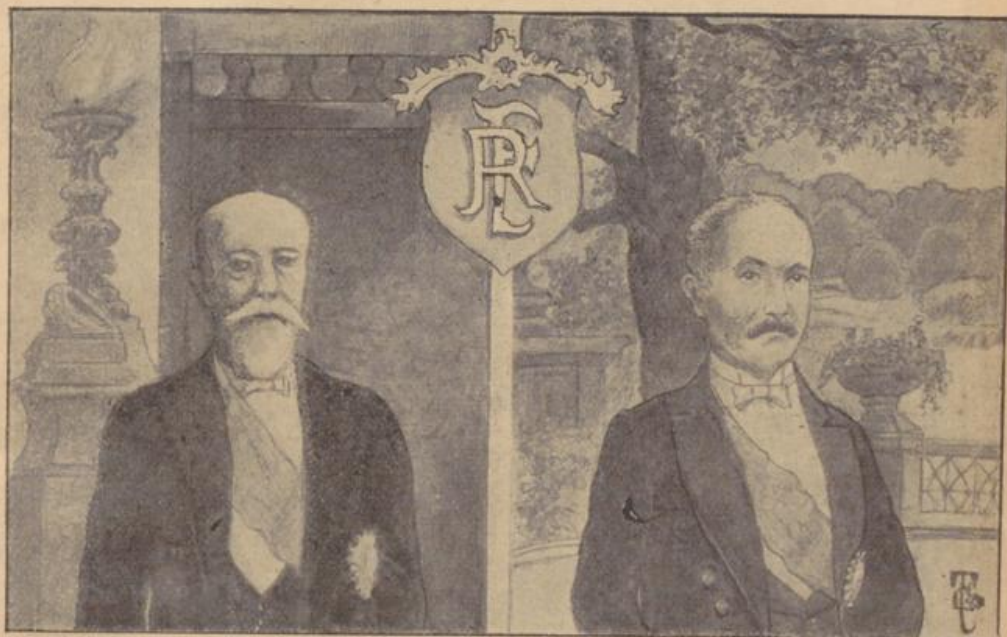
Genf eine schwerwiegende Frage erörtert werden: der Antrag des Präsidenten Hoover! Was wird die Société des Nations beschließen, wo die Richter gleichzeitig an den Verhandlungen beteiligt sind und ihr eigenes Interesse verteidigen? Wo ist die Gewähr für die Vollstreckung des Verdikts?

Werfen wir nun einen kurzen Rückblick auf die bemerkenswertesten Ereignisse des Jahres: in Spanien kam ein Thron zu Fall... Alphons XIII. ging ins Exil, während in Portugal die Leiche des jungen Königs Manoel gefordert

macht, sucht die Seeherrschaft zu behaupten. Polen richtet ein wachsameres Auge auf Danzig, während die Soviets ihr Untergrabungswerk fortsetzen, besonders in China, wo zurzeit mehrere Provinzen durch Feuer und Schwert verheert werden, ebenso im äußersten Orient. Die balkanischen Nationen — Latino-Serben, Rumänen, Kroaten, Slovenen — sind bestrebt sich zusammenzuschließen, um der deutschen und ungarischen Überhandnahme abzuwehren. Unter Venizelos' Schutz kämpft Griechenland gegen die Pronunciamentoverfuche.

Die Vereinigten Staaten stehen im Zeichen der Wahlperiode; Republikaner und Demokraten streiten an der Urne und Präsident Hoover, der gar zu gerne das Kap umsegeln möchte, bietet uns Abrüstung ohne Gegenleistung an. Der amerikanische Yankee ist ein praktischer Kaufmann. Er will seine Darlehn restlos ausbezahlt haben. In Chile ist Militäraufstand. Der Staat Sao-Paulo

Friedhof von Cocherel im Euretal. — Das verabscheuungswürdige Attentat auf den Präsidenten der Republik, dem Frankreichs Oberhaupt, der große Franzose und schwer geprüfte Vater, erlegen ist. H. Doumers Andenken wird allen unvergänglich bleiben. Sein Nachfolger, H. Lebrun, Präsident des Senats, der in Versailles zur höchsten Würde erhoben wurde, hielt seinen Einzug in das Elysée,



Paul Doumer,
Präsident der französischen Republik,
der am 6. Mai 1932 in Paris ermordet wurde.

Albert Lebrun,
der am 10. Mai 1932 in Versailles zum
Präsidenten der franz. Republik gewählt wurde.

mobilisiert gegen die Hauptstadt Rio-de-Janeiro. Bolivien, Peru regen sich, und in Panama werden die Wahlen mit Pulver entschieden. — In Frankreich sind gewichtige Ereignisse geschehen: Der Tod des H. Aristide Briand, des großen Staatsmannes, der lange Jahre hindurch eine hervorragende Rolle in Frankreichs Geschichte gespielt hat. Mehrmals Präsident des Ministerrats, war sein Einfluß tonangebend in der Société des Nations. Nun ruht er in dem kleinen

während noch die Fahnen auf Halbmaß gehißt und die Straßenlaternen mit Trauerflor unthüllt waren. — Herr Maginot, der frühere Kriegsminister, ist plötzlich verschieden; er hinterläßt das Andenken an einen überzeugten Patrioten, eine energische, äußerst sympathische Erscheinung. H. Maginot ist die echte Verkörperung des Meusianers, des Nachkommen der alten französischen Mark.

Von den weltlichen Wirnissen kommen wir zum Aufruhr der Elemente: Erd-

beben, Vulkanausbrüche erschüttern die Erde, Zyklone und Tornados richten Verheerungen an, wie jene, die unsere Reunioninsel heimgesucht haben. Was wird die Zukunft bringen? Vielleicht gehen wir einer neuen geologischen Hitze- oder auch Kälte-Periode entgegen.

Mit innigem Beileid gedenken wir der Opfer der schrecklichen Schiffstastrophe des „Prométhée“, des schönsten Unterseebootes unserer Marine, dessen Untergang die ganze Nation betrauert, sowie des entsetzlichen Endes des prachtvollen Dampfers „Georges Philippar“, der bei Alden durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Das Jahr 1932 war reich an Zentenarfeiern, wovon wir einige hervorheben wollen: vor allem die des berühmten

Franzosen Cuvier, des Begründers der Paleontologie, welchem wir in den diesjährigen, der Franche-Comté geweihten Ephemeriden ausführliche Zeilen gewidmet haben. Des weiteren zwei Männer, von denen der eine mit dem Elsaß und

mit Lothringen in Verbindung stand, der andere aus Straßburg stammt. Jules Ferry, ein überzeugter Patriot, der von 1870 ab eine bedeutende Rolle gespielt

hat, war ein weitsichtiger, energischer Staatsmann, der unserm Kolonialgebiet einen mächtigen Aufschwung verliehen hat.

Gustave Doré, ein Straßburger Kind und genialer Künstler, dessen Genie an Michel Angelo erinnert, hat sich mit Erfolg in allen Kunstgebieten versucht als Zeichner, Maler, Bildhauer, und die Bewunderung von vier Generationen gefesselt. Hierauf folgte die Zentenarfeier des Romanschriftstellers Walter Scott, dessen Werke jung und alt erfreuten. Über ein

Jahrhundert hat er die französischen Leser beglückt und

jetzt noch werden seine Bücher neu gedruckt. Nach der Zentenarfeier der Fremdenlegion wurde diejenige eines Regiments begangen, des ersten der Chasseurs d'Afrique, bei welchem viele Elsässer dienten und dessen Organisator und



Napoleon zu Pferd, auf dem Rückweg von der Insel Elba
Laffrey — Standbild des Kaisers.

erster Regimentsführer General de Schauenbourg, ein Straßburger aus alter Familie war. Dieses Regiment hat eine Reihe von Heldentaten zu verzeichnen. Sein Chef kämpfte als blutjunger Offizier in Helvetien, an der Seite seines Vaters, des alten Generals de Schauenbourg. Endlich sei noch das Zentnar eines Kaisersohnes erwähnt, des Königs von Rom, des von Koston verewigten „Niglon“, dessen Ende so tragisch war wie dasjenige seines Vaters. An diese Erinnerung knüpft sich eine Feier, die kürzlich stattfand: die Einweihung der Straße, die Napoleon bei seiner Rückkehr von der Insel Elba benutzte. In verschiedenen Ortshäusern, in welchen Napoleon bei seinem Marsch auf Grenoble verweilte, wurden Gedenktafeln angebracht und historische Begebenheiten durch lebende Bilder dargestellt, namentlich in Laffrey, am Fuße des Reiterstandbildes Napoleons. Der Platz ist uns zu kurz bemessen, um die gegenseitigen, fürstlichen Besuche und Reisen der Staatsoberhäupter aufzuzählen; desgleichen müssen wir auch die zahlreichen und bewunderungswürdigen Unternehmen zu Wasser, zu Lande und in der Luft übergehen, um nur die von H. Haardt geleitete große Expedition nach Zentral-Asien (Citröen) hervorzuheben, welche viele wichtige geographische Feststellungen erlaubte. Von den Ufern des Mittelmeers war die Mission abgereist und teilte sich in zwei Gruppen: die Pamir-Gruppe, unter

Führung des H. Haardt und seines Assistenten, H. Audouin-Dubreuil, und die Chinagruppe unter Leitung des Marineoffiziers Point. In Pamir vereinigten sich die beiden Gruppen, nach zehnmonatlichen, unsagbaren Anstrengungen, und haben nun Peking erreicht, was eine Leistung von 10.000 Kilometer darstellt.

Dr. Charcot, der unermüdete Gelehrte, ist in Begleitung mehrerer Mitarbeiter nach den arktischen Regionen des Südpols abgereist, um dort die Meeresströmungen zu studieren und eingehende Beobachtungen über die meteorologischen Erscheinungen anzustellen; er wird ein ganzes Jahr daselbst verweilen.

Wir beschließen dieses Jahr 1932 durch eine Notiz, welche die Bewohner diesseits und jenseits der Vogesen interessiert. Der Kanal von Rembs, die erste Etappe des großen Canal d'Alsace, ist am 13. Mai 1932 der Schifffahrt übergeben worden. Die feierliche Eröffnung wird voraussichtlich in Gegenwart des Präsidenten der Republik, H. Albert Lebrun erfolgen. Was den Vogesendurchbruch betrifft, so geht dieser seiner, von den Elßässern und Vogesenbewohnern sehnlichst erwarteten Verwirklichung entgegen. Die Erdarbeiten auf der Strecke Remiremont—St-Maurice—Wesserling sind bereits gut fortgeschritten, und diejenigen der Strecke Cornimont—Metzeral werden demnächst in Angriff genommen werden.

Der große Straßburger hinkende Bote.

Zeitschriften	DRUCKSACHEN ALLER ART	Memorandums Register usw.
Imprimerie F.-X. LE ROUX & Cie		
Bücher Formulare Dissertationen Programme	BILLIG und GESCHMACKVOLL	Adress-, Visiten- u. Trauerkarten